

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

INHALT

u. a. **Julius Overhoff**, Der Alpinist · **Freimut Arlt**, Kritische Splitter · **Rudolf Hartung**, Gedichte · **Herbert Fritzsche**, Der Arzt und die Zivilisationsschäden · **Günter Grass**, Die Grippe/Ein Spiel in einem Akt · **Max von Brück**, Eugen Gottlob Winklers zweite Wiederkehr · **Gerhard Knauss**, Europa – von weitem gesehen · **Matthias Vereno**, Indien und Byzanz · **J. H.**, Verkannte Begabungen? Besprechungen

Heft **33**

APRIL 1957

VERLAGSORT GÜTERSLOH

C. BERTELSMANN

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

HEFT 33 — APRIL 1957

| | |
|---|----|
| Julius Overhoff: Der Alpinist | 1 |
| Freimut Arlt: Kritische Splitter | 12 |
| Rudolf Hartung: Gedichte | 14 |
| Herbert Fritsche: Der Arzt und die Zivilisationsschäden | 17 |
| Günter Grass: Die Grippe/Ein Spiel in einem Akt | 35 |
| Max von Brück: Eugen Gottlob Winklers zweite Wiederkehr | 44 |

BLICK IN DIE ZEIT

| | |
|---|----|
| Gerhard Knauss: Europa – von weitem gesehen | 58 |
| Matthias Vereno: Indien und Byzanz | 65 |

KRITISCHE BLÄTTER

| | |
|---|----|
| J. H.: Verkannte Begabungen? | 70 |
| Besprechungen | |
| Wieland Schmied: Theodor Kramer/Vom schwarzen Wein | 71 |
| Lotte Wege: Albert Vigoleis Thelen/Der schwarze Herr Bahßetup | 73 |
| Walter Schmiele: Miguel Angel Asturias/Die Maismänner | 74 |
| Edgar Lohner: Hugo Friedrich/Die Struktur der modernen Lyrik | 75 |
| Marleen Schmeisser: Ludwig Reiners/Bismarck | 76 |
| Joachim Günther: Hans Joachim Schoeps/Die letzten dreißig Jahre | 77 |
| Friedrich Vogelreuther: Karl Stern/Die Dritte Revolution | 78 |

FORUM

| | |
|--|----|
| Was heißt das: eine gute Rezension? Leserstimmen | 80 |
| Notizen | 88 |

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM; einzeln 3,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde West, Potsdamer Straße 60. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Umschlag S. Kortemeier. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden.

1177
Als ihn der Wecker wachschillte, hatten sich Gestalten und Handlung des Traumes bereits verflüchtigt; nur die Lebensfarbe der anderen Welt war zurückgeblieben und wirkte gerade durch ihre Inhaltsleere mit doppelter Macht. So brauchte er geraume Zeit, bis er sich aus dem Banne einer unerklärlichen Wehleidigkeit gelöst hatte, der wohlbekannte, freudige Blitz durchs Bewußtsein „ich bin auf Bergfahrt“ wollte nicht recht leuchten. Der Gang von der Station herauf, abends, durch den dampfnassen Wald, mochte die Schuld tragen, mit seiner zweifelhaften Aussicht des nächsten Tages.

Durch den Gedanken an das Wetter war der Wunsch geweckt, welcher die Tatkraft freisetzt. Er sprang aus dem Bett und stieß den Fensterladen auf. Noch herrschte Dunkel. Unermeßliche Scharen nächtlich weißer Schäfchenwolken überzogen die schwarze Klarheit des Himmels von Süden nach Norden, nur ein übersteigertes Gefunkel der Sterne an den finsternen Felsgipfeln deutete auf das nahe bevorstehende Ereignis des Sonnenaufgangs. Die Schneefelder schimmerten schon beinfarben. Das ließ sich besser an, als man erwarten durfte. Während er sich eilig ans Rasieren gab, durchlief die Erinnerung das trostlose Regengrau der Stunden im Eisenbahnabteil gestern, deren Enttäuschung durch das alberne Gespräch des Geschäftsreisenden besonders ärgerlich gemacht worden war.

Flink zu sein schien nötig. Die Hütte lag nicht besonders günstig, zu tief eigentlich für die Spitze, welche zu ersteigen er sich vorgenommen hatte. Doch den Weg anders zu legen, wäre ohne das Opfer eines zweiten Tages nicht möglich gewesen, und soviel Zeit gab der Beruf nicht her. Wohl, er wußte, was er seinem Körper zutrauen durfte. Die sorglosen Universitätsjahre waren vorüber, da man sich mit Kameraden beliebig verabreden konnte, zu reisen, wohin und wie lange es einen lockte.

Der Hüttenwart hatte den heißen Kaffee bereit. Zu essen brauchte man nicht viel; weiter droben, einen guten Teil der Arbeit hinter sich, würde es besser schmecken. Sparsam gewechselte Sätze drehten sich ums Wetter, dann erbot sich der Mann noch einmal, den zufällig anwesenden Führer zu wecken. Nein, an ihm war kein Geld zu verdienen. Den Gletscher kannte er von Jugend auf wie die Parkettfußböden seines Elternhauses. Vor der Tür die Nagelschuhe anzuziehen bereitete großes Vergnügen; sie saßen wie angewachsen. Mit einem kurzen Gruß verabschiedete er sich und stieg in die Latschen.

Die hatten sich noch nicht von ihrem schattenhaften Schwarz getrennt. Aber höher hinauf lösten sich schon die ersten Farben aus der Dämmerung der Matten, Kalksteinzinnen und Firnflächen. Freilich, ihr Taggesicht war das nicht. Ein rotvioletter Schein von Osten blutete ins Grün, Gelb und Weiß, verwandelte die Landschaft herrisch nach seinem Sinn ins Brandige. Die Feuchtigkeit machte frösteln, trieb das Ich auf sich selbst zusammen und steigerte den Schritt. Schön war das, so die Welt gleichsam aus sich herauszuheben.

Noch einmal mehr freute er sich seines Alleinseins. Er teilte nicht die Vorliebe mancher Städter für den Umgang mit den Bergbewohnern. Das so gepriesene Biedere und Echte hatte sich unglaublich rasch verflüchtigt, sollte es überhaupt jemals da gewesen sein, Platitude und Gewinnsucht beherrschte das Denken dieser Bauern, lieber bereicherten sie sich am Fremdenverkehr, als ihre kargen Äcker zu bestellen. Nur selten gelang es, einen Ton wirklicher Heimatliebe aus ihren Gesprächen zu locken. Weshalb war es im allgemeinen so schwierig, einen Partner für die Berge zu gewinnen? Einen, der nicht zuviel redete und doch das rechte Wort zur rechten Zeit wußte? Als Studenten freilich hatten sie sich zwanglos gesellt. Es war nicht seine Schuld, daß nun einer nach dem anderen abfiel. Den hielt ein Amt an fernem Ort, jenen die neubegründete Familie, keiner hatte der Jugend ausdrücklich abgesagt, dennoch klangen die Entschuldigungen nicht aufrichtig. War nur er in einem Entwicklungsstand zurückgeblieben, den die anderen überwachsen hatten, oder zeigte sich, daß sie einem hohen Anspruch auf die Länge nicht zu genügen vermochten?

Stürmisch gewann jetzt das Licht den Sieg. Schon blinkten von Spitze zu Spitze triumphierende Signale, die erglühenden Wolken sogen das unheimliche Rot aus dem Bilde und heilten es. Nur im Kessel hielt sich noch Düsteres, fast war sein oberer Rand erreicht. Die ersten der lang entbehrten, lieblich bekannten Gestalten tauchten aus dem Boden: Fingerkraut, Wintergrün, in seinem Fiederrock geziert einhertanzend, und, Zeichen der Höhe, gelbe Veilchen. Wuchtig gewachsener Germer breitete seine sparrigen, tiefenden Blätter. Ein Vogel sirrte schüchtern auf im Krummholz.

Ein kleiner Verzicht freilich ließ sich nicht vermeiden: Wagnis, Ehrgeiziges mußte aufgegeben werden. Das Seil, da es nur mehreren recht dienen konnte, blieb zu Hause. Doch auch der Eispickel war ein guter Begleiter, er lag in der Hand und wußte Plätze, die noch keines Menschen Fuß betreten. Das Zünftige sollte auch nicht Selbstzweck werden, in äffische Fexerei ausarten. Nie versäumte er, daheim und in den Hütten genau seine Pläne anzugeben und die Zeit der Rückkunft, das ermöglichte rasches Finden eines, der sich den Fuß vertreten. Gefahr herauszufordern lockte ihn längst nicht mehr.

Seltsam, der Augenblick des Sonnenaufgangs ließ immer wieder ein Gefühl der Kindheit wach werden – Frömmigkeit. Ein andres Wort bot sich nicht. Dieses Blenden erhob, dieses erste, warme Rieseln an Gesicht und Händen war Geschenk, der Strahl, über die Kante brechend, ein Wort, ein Zauberwort, Schöpfung. Ja, neu geschaffen wurde die Natur in dieser Sekunde, nein, nicht neugeschaffen, erstgeschaffen aus dem Nichts. Daß man nie genug aufmerkte, das Wort zu erlauschen.

Solche Minuten riefen freilich Sehnsucht nach Gespräch wach. Weshalb hatte er unter den Frauen, unter den Freundinnen, den Geliebten keine gefunden, die mit ihm stieg? Fast möchte man glauben, Gebirge und Liebe vertrügen sich schlecht. Der einen Körper versagte vor der Anstrengung, das niedliche Geschwätz der anderen erstickte an der Einsamkeit, sie lief leer wie ein schönes Gefäß, dem die Angst ein Loch in den Boden geschlagen. Warum ging er,

warum ging „man“ in die Berge? Was war das für eine Mode oder Sucht, die seit zwei Geschlechtern die Menschen heftiger stets überfiel?

Wieder hatten ihn die Gedanken vom Schauen abgelenkt. Denn inzwischen mußte die Röte aus den Wolken auf die Erde geregnet haben. Die Schäfchen wanderten weiter in zahllosen Herden von Süden nach Norden, nun im schneeweißen Vlies, daß der Blick das Leuchten kaum ertrug. Den Hang aber, auf dem die Legföhren sich lichteten, überblühten die Alpenrosen bis hinauf an den Felsrand. Als wären Teppiche zu beiden Seiten des herabstürzenden Gletscherbachs gebreitet, als hätte sich die Stirnmoräne beim Überkippen in die Neigung in lauter Liebreiz aufgelöst. Wie sinnlos doch, wie undankbar, Mode und Sucht zu heißen, was pure Herrlichkeit war, Geschenk. Dies eben bedeutete Fortschritt der eigenen Zeit über bisher Bekanntes hinaus, Eroberung von Erlebnisneuland, Schulerinnerungen tauchten auf. Hatte nicht Dante zuerst die Aussicht von einem Berge beschrieben, Petrarca den Mont Ventoux erklommen? Die Antike meldete nichts dergleichen. Fühlte sich Herr Goethe aus Frankfurt und Weimar nicht eigentlich recht hilflos vor der schreckhaften Größe der Alpen? Allerdings hatte er sich in Sizilien von den Monti Rossi verlocken lassen, doch da zog ihn das wissenschaftliche Interesse an den Erscheinungen des Vulkanismus. Einer im „Sturm und Drang“, der hatte schon so gefühlt wie wir. Wie hieß er doch gleich? Ramond de Carbonnières wohl, die gelehrte Gemse, wie man ihn nannte. Seine Erlebnisse in den Alpen und Pyrenäen glichen den unsern.

Als gelte es, alle Gedanken durch die bloße Pracht des Daseins überflüssig zu machen, schwebte lässigen Fluges ein wunderbarer Schmetterling herzu, ein Kaisermantel, und ließ sich wenige Schritte voraus auf einer brennend roten Distelblüte nieder. Sieh, so bin ich, das Pantherfell meiner Flügel, purpurbraun und schwarz gefleckt. Schlage ich aber wie atmend vor der Sonnenwärme den Prunk meiner Schwingen auf und zu, magst du einen Blick lang die kostbare Unterseite erspähen, Grün und Silber. Als er vorüberschritt, zuckte das Tier unruhig und verhielt dann fluchtbereit. Er freute sich, daß es schließlich nicht davonflog. Denn die Natur nicht zu stören gehörte zu den unverbrüchlichen Gesetzen des Bergkundigen. Doch auch betrachtend anzuhalten gestattete er sich nicht. Den Rhythmus des schreitenden Leibes zu unterbrechen, ihn aus der Ruhe, auf die er sich sogleich einstellen würde, wieder aufzutreiben, hätte den Energievorrat unverantwortlich geschmälert. Solange unentschieden war, wieviel noch verlangt werden mußte, hatten kleine Ausgaben zu unterbleiben, versprochen sie auch noch soviel Vergnügen.

Mochte zu überlegen sein, was ins Gebirge trieb, schien doch auf der Hand gelegen, welche Begründungen er für sein Teil ablehnte. Körper und Geist tüchtig zu machen, zu stählen, wie der Ausdruck lautete, mochte niedrigen, in der Masse betriebenen Sportarten Zweck sein. Solcher Erfolg durfte sich nebenher einstellen, weil Edles veredelt wirken muß, das Größere durch kleinliche Absicht zu schänden ging nicht an. Hinter sozialen und hygienischen Parolen lauerte zu schlecht verborgen Interesse, das militärische des Staates,

das klassenkämpferische der Parteien. Niemals verlohnte es, eine Sache nicht um ihrer selbst willen zu tun.

Der Pfad bewältigte die scharfe Steigung durch viele Kehren. Die eine Wendelinie zog der Gletscherbach. In Fällen über triefend nasse Wände, in Schaumkaskaden stürzte das Wasser herab, im Kreisen grünblauer Tümpel schien die Erdtiefe rätselhafte Augen aufzuschlagen. Farne, hauchzarte, zerbrechliche Gebilde, nickten aus den Ritzen, wenn ein schwerer, angesammelter Tropfen aus ihnen niederfiel. Mit den Wendungen des Weges verschwand und schwoh das Rauschen, über Steine und durch Gebüsch verschleierte und entblößte sich Überraschung wie eine Nymphe.

Unleugbar, die Ausflüge folgten nicht mehr wie in der ersten Jugend einfach einem Zuge, im unbefangenen Hingeben an die magnetische Kraft und Freude. Ein Druck oder Schub hatte sich dazugesellt, vom Rücken her wirkend. War es das Überfüllte der Städte, die Gewöhnlichkeit der Verrichtungen, abgeblaßte Wiederkehr des gleichen? Vielleicht lag das am eignen Älterwerden, vielleicht aber auch sammelte sich heimlich der Überdruß an einem ganz gesicherten, in jeder Einzelheit voraussehbaren und festgelegten Dasein zu kleinen, ekelhaften Pfützen in der Seele, schimmelten die offenen, empfänglichen Poren der Erlebnisbereitschaft zu in der bürgerlichen Dunstschicht, im parlamentarisch-polizeilich geregelten Trott? Von einer Flucht zu reden wäre übertrieben gewesen. Dafür liebte er seinen Beruf zu sehr. Anwalt zu sein ließ aller Schablone zum Trotz schließlich immer noch offen, wessen man sich im Leben schützend annehmen wollte. Doch Reinigung war das Wort, darum ging es wohl. Atemzüge voll solcher Luft, leicht und dabei tausendfach durch würzt, das Auge auf diesen Farben und dieser Sicht, Pflaster, Straßenlärm und Kaminqualm weit dahinten – das machte sauber, das befreite vom stickigen Federbetteiner halben Moral. War ihm nicht durch seine jahrzehntelange Bindung an die Gegend hier der Katzenjammer erspart geblieben derer, die sich dem organisierten Rauf- und Saufbetrieb an den Hochschulen verschrieben hatten? Möglicherweise wollten auch jene Schläger, Zecher und Sänger nur das Ungewöhnliche im Gewöhnlichen, ein Bewähren der Person, Gefahr und Überwinden der Gefahr. Seine Weise mundete ihm besser, gab der Entwicklung einen weiter ausgreifenden Raum. Sonderbar, wie Sentimentalität stets nach dem Falschen griff: was da an süßlicher Poesie über das Gebirge umging, redete von Liedern, von ewigem Gesang. Und was sagte die Wirklichkeit? Wer die Stille mit seiner Stimme über das Nötige hinaus durchbrach, war schon gerichtet, bewies, daß er nicht hergehörte, daß er nicht mehr zählte als sein Unrat von Papier und Fruchtschalen, an Raststellen zurückgelassen, als seine substanzlosen Inschriften an Felsen und Bänken.

Um Sicht ging es, um eine andere Sicht. An dieser Stelle wurde es offenbar, als er sich umwandte. Jäh brach die eben überwundene Stufe in den Kessel hinunter. Klein lag da die Hütte, ein paar Kühe läuteten herauf. Zu gewaltigem Rund aufgebaut standen die Großen umher im Morgenlicht, nicht die Allerhöchsten zwar, aber doch die Großen, deren Namen er alle kannte, deren jeden sein Fuß betreten hatte, ihre Mauern, Türme, Hörner und Schroffen. Es tat

wohl, die Namen zu wiederholen. Sie standen im Rund und sahen ihn an, wie er sie sah. Wie bist du inzwischen geworden, was hast du vor dich gebracht, wie war dein Werk? Hast du noch ein Recht uns anzusehen wie das letztmal, wie oft vorher? O nein, sie fragten nicht, so einfältig ließ sich das Ewige nicht vermenschlichen. Aber sie zwangen durch ihre Unberührbarkeit, selber so zu fragen. Ja, das war die Reinigung, die Katharsis, die Überschau. Wie ordnete sich das Leben neu, Unsagbares zu Unsagbarem, Wichtiges zu Wichtigem, das Unbedeutende zum Vergänglichen. Nur die ruhevollen Berghäupter des Vordergrundes trugen Klarheit an den Stirnen, schon die Waldhügel des Vorlandes verflachten ins Unplastische, über der Ebene draußen mit ihren Dörfern und Städten lag Dunst bläulich geschichtet und verhüllte jede Einzelheit. Der Zug der Schäfchenwolken war im Horizont vergangen, ein einziger großgeschwungener Cyrrhus überblendete den Kessel wie eine Albatrosschwinge. Wo vermochte sich vor solchen Massen das Etikettierte, Kleingeteilte zu halten? Wahrscheinlich begann das Leben genau da, wo die Namen, die gewohnten, wiederkehrenden, aufhörten.

Hier war eine Grenze. Darum hielt es ihn auch nicht lange. Wie erregend, wie herrlich, Grenzen zu durchbrechen! Er wandte sich und begann beinahe hastig die Stirnmoräne des Gletschers zu erklimmen. Nur mehr mit undeutlicher Freude nahm er im Vorüberstürmen die rosigen Kissen des Felsenleimkrauts, die zierlichen Ähren der Edelraute wahr. Jede ihrer Blüten bot mit silberfilzigen Fingern ein Häufchen Goldstaub dar. Trümmer ragten kantig ungefügt, lose Blöcke grollten hohl unterm Tritt. Grell leuchteten dort Kristalle, da schoß Wasser in einen Schlund.

Durch die letzten Sprünge schlug es wie ein Windstoß und nahm den Atem. Gegenlicht, Verwandlung der Welt durch die Strahlenrichtung. Das rührte allemal ans Wunderbare, Unglaubliche. Aber da stürzte vieles ineinander, machte das Neue, Eine überwältigend. Die Scheide von Leben und Tod. Ein weites, leicht gegen Süden ansteigendes Becken erfüllten die Eismassen des Gletschers. Was im Abfall verflachte, als gelbliche Zungen schmolz, das ersetzte unerschöpflicher, weißer Zustrom von den Gipfeln nieder. Diese Gipfel! Nicht zahllose Ketten, Gruppen und Züge hintereinandergebaut wie im Rücken, nur wenige, unvergeßlich geformte, jene allerhöchsten, die nichts mehr zwischen sich und der Weltraumode wissen als ein wenig dünne, perspektivlose Luft. Rafften sie darum die Schneemäntel aus dem Gletscher hoch an sich hinauf? Er fühlte eine Art verkehrten Schwindels, als ließe die Schwerkraft aus, als könnte er in den fast schwarzen Himmel stürzen. Da war keine Pflanze mehr und kein Tier, gegen besseres Wissen suchte die erschreckte Vorstellung Steinblöcke, weit im Eiswasser verstreut, in Menschen, Wanderer, in Lebendiges umzudeuten. Die Tiefe dahinten, so fern sie sein mochte, wärmte mit Schatten, Profil und Kontur, das Vorne hielt in gleißendem, tödlichem Schmerz, er durchstach die geschlossenen Lider. Eine alles Irdische gelassen überschauende Kargheit machte das Blut erstarren.

In einem undeutlichen Gefühl des Schutzsuchens setzte er die Schneebrille auf. Der schlichte Vorgang wirkte überraschend. Augenblicks sank seine erhitzte Stimmung auf den normalen Temperaturgrad zurück, belustigt und auch

etwas beschämt verzeichnete er den hymnischen Schwung der Gedanken, darin der Weg ihn allmählich gesteigert. So hatte wieder der Kamerad gefehlt. Gespräch regelt ausgleichend Druck und Überdruck wie durch kommunizierende Röhren, Alleinsein bläht die Gefühle, läßt sie die Form verlieren. Ohne Schaudern vor der weißen Wüste machte er sich auf den Weg querdurch und nahm Richtung auf die Scharte zwischen den beiden höchsten Erhebungen. In knabenhafter Freude patschte er durch den Schneeschlamm der Oberfläche, verfolgte rückgewendet mit dem Blick seine immer länger werdende, schnurgerade Spur. Wie das einmal sein würde mit dem Bergsteigen, wenn das Fliegen ganz erlernt war, über die Versuche der Wright, Blériot, Farman hinaus? Am endlichen Gelingen der Versuche zweifelte er nicht. Und die Erfüllung des alten Traumes würde ein neues Gefühl der Größe geben. Aber war es nicht eigentlich ein Trick, unerlaubte Erleichterung, das Gewinnen der Höhe dem Motor zu überlassen? Die Überwindung der Schwerkraft, Schritt für Schritt, durch Muskel und Willen, setzte Arbeit und Lohn ins gerechte Verhältnis, teilte den Triumph auf über viele Stunden und erhöhte ihn so, durchtränkte den ganzen Menschen mit ihm. Sich von der Erde zu lösen, unbewegt sitzend, durchschnitt es nicht die antäische Kraft? Freilich, durch eine andere Kühnheit würde dafür bezahlt werden müssen; das Immaterielle hebt wohl schwebend über den Abgrund hinaus, aber der wird dadurch nur tiefer, und das Zerschellen am Stofflichen ist mehr in die Hand des Zufalls gegeben. Breitere Erfüllung büßt auch stets etwas ein, verzichtet. Nein, vorläufig überließ er sich lieber dem Instinkt seiner gesunden Glieder.

Er kam rasch weiter auf dem beinah ebenen Gelände, schon war die Mitte des ungeheuren Kreises erreicht. Da war der Regen von gestern auf der kalten Unterlage verharscht, es knirschte wohligher unter den Schuhen. Nun mußte ein Bogen nach links geschlagen werden, die große Bruchspalte zu vermeiden. Sie hatte sich in diesem Frühjahr verlängert, so war ihm auf seine genauen Fragen gesagt worden. Seltsam, jetzt erst, überm Eis, begann die Luft vor Hitze zu tanzen. Der nahende Mittag und der totale Reflex wirkten zusammen, er zog seine Jacke aus. Könnten ihn doch die Eltern sehen, sein vergnügtes Dahinschreiten, ihr Stolz würde wachsen, ihre Sorge abnehmen. Zweifellos gehörte der Tourist mit den Nord- und Südpolfahrern, mit den Tibet- und Afrikaforschern zusammen, allen, die sich heutzutage mit dem Durchqueren der weißen Flecke auf der Landkarte mühten.

Die Eintönigkeit belebte sich mit den starren, kristallinen Strukturen des Anorganischen. Der Boden brach auf, haardünne Risse liefen wie durch Glas, sammelten und verbreiterten sich als Adergeäst, stürzten plötzlich ab in grundlose Tiefe. Neben dem Schlunde bauten sich Mauern aus grauen und grünen Schichten. Eine leichte Schneebrücke trug hinüber. Lange tastete er an der nächsten Spalte hin, ehe er die Stelle zum Sprung fand. Der Pickel brach ein Stück Eis los, klirrend setzte es von Absatz zu Absatz ins Ungewisse. Die nächste Spalte durchstieg er. Einen Augenblick stand er wie gefangen in einer Kammer von blauen Spiegeln, durchscheinend und opak zugleich. So muß der

Palast der Amphitrite auf dem Meeresgrunde sein, dachte er. Wie sanftes Zureden murmelte tief drunten die Stimme des Wassers, oben lockte ein zackig gerissener Streifen Himmelsblau zurück.

Bald war die Zone überwunden, da Hügelung des Untergrundes die Eisdecke immer neu aufbrechen ließ. Dafür mehrten Steilheit und Neuschnee die Beschwer. Der Hals des Gletschers zog als schräger Hang zur Scharte hinauf, tief sanken die Füße ins weiße, trockene Pulver, auch die Höhenluft ließ die Lungen heftiger arbeiten. Er legte Serpentina ein.

Ziele. Was sind eigentlich Ziele, und wer setzt sie? Das Leben? Oder wir? Jedenfalls geben alle Tage vor, welche zu haben, die Politik mit ihren Krisen und Entspannungen, der Beruf mit seinen Erfolgen und Niederlagen, die Gesellschaft, die Liebe mit ihren erfüllten und versagten Eitelkeiten. Jeden von uns umtanzen Ziele wie eine Fata morgana, überlegte er. Möglicherweise sind sie nur dazu da, uns von der Stelle zu bewegen, und es kommt auf sie nicht an. Denn beim Erreichen lösen sie sich auf in ein Nichts oder weichen zurück. Ein Gipfel weicht nicht, vergeht auch nicht in Rauch. Er steht und wartet, bis wir heran sind, und nur an uns liegt, wie lange wir für den Anstieg brauchen. Sind also diese unsre Wanderziele Ersatzziele, uns zu trösten im Ungenügen am Leben, daß endlich einmal etwas erreicht werde, wie wir es uns vorgenommen haben, zur vorberechneten Stunde und an der genauen Stelle, und uns dieses Ziel unverbrüchlich hält, was wir uns davon versprochen haben? Die Vorstellung war unbehaglich, er scheuchte sie weg, wechselte die Pickelhand und rückte den Schwerpunkt des Rucksacks zurecht.

Da endlich die Randkluft. Ihre Überwindung erforderte einige Geschicklichkeit, das machte Spaß, gab die Spannkraft zurück. Kaum war das Reich des Eises verlassen, meldete sich das Leben wieder, selbst an diese kahlen Steinplatten klammerte es sich. Flechten siedelten in Placken und Strichen, eine Schar Jochdohlen stieg kreischend auf und taumelte im Sturm. Deutlich sah er ihre roten Schnäbel und Krallen, ihre Augen wie funkelnde Glasknöpfe. Da droben zauste es sogar ein Grasbüschel, irgendeine Segge, die sich mit dem allerwenigsten begnügte. Ja, der Sturm. Schon lange hatte ihn der weiße Sprühschleier zerwehten Schnees über der Scharte zum Entschluß gebracht, im Schutz der Randkluft haltzumachen und seinen großen Hunger zu stillen. Dann würde auf lange keine Zeit zum Essen sein. Er setzte sich und holte seinen Proviant hervor, all das sinnreich auf kleinsten Raum gebrachte Kräftige, das die Natur doch spielend überholte nach Form und Inhalt im Vogelei. Ein wenig kalter Tee netzte die gesprungenen Lippen.

Erst als er gegessen hatte, schaute er bewußt vor sich. Nun lag auch das Gletscherbecken in Richtung der Sonnenstrahlen gerückt und damit wie in der Vergangenheit. Es schien kleiner, begrenzter, von unbestimmter Weite umlagert, andere Gebirgsstöcke stiegen zu beiden Seiten auf. Ohne stechende Grelle bot das Eisfeld etwas vom Winterweichen des Schnees dar, der Wunsch nach einer schnellen Skiabfahrt meldete sich. Selbst aus dem Himmel war die Stahlhärte gewichen, ein wenig stumpfes Silber hatte sich in ihm gelöst. Wie vom Grat ausgestoßen flog eine kleine geballte Wolke dicht über den Kopf

des Ruhenden und enteilte nordwärts. Als ein Emporheben ließ sich die Wanderung begreifen, der geleisteten Arbeit, in Ebenen jeweils höherer Schau. So sollte es jedenfalls sein. Der Horizont wurde weiter, das einzelne undeutlich. Eine gewisse Wehmut lag darin wie das Bittere im Geschmack des Tees. Aber auch das Aroma der Erinnerung. Möglich, daß ein gutes Altwerden so sich anließ. Möglich, daß ihn sein Vater deshalb verstand, obgleich in seiner Jugend von Alpinistik nicht die Rede gewesen war. Die Selbsterziehung seiner Generation an Gefahr und Einsamkeit mochte also Vorwegnahme sein einer Erfahrung, die das Leben erst in der Reife hergibt. Wie sie auch auf lang Vergangenes zurückgriff, indem sie freiwillig Daseinsbedingungen aufsuchte und sich ihnen unterwarf, die es in den dichtbevölkerten Erdteilen nicht mehr gab. Beides dünkte nicht frei von Künstelei. Wahrscheinlich aber schien es nur der ewig unruhigen Reflexion so, eine gesunde Witterung stieß sie in eine neue Wirklichkeit vor.

Er packte auf und erkletterte mit ein paar geübten Griffen die Mauer. Als er sich über die Schneide zog, tauchte er sogleich prustend wieder zurück, eine tüchtige Schneebrise hatte es ihm ins Gesicht geblasen. Erst nach mehreren Versuchen konnte er auf dem Grat Fuß fassen. Was er sah, überraschte ihn nicht mehr. Fast zweitausend Meter tief brach unter ihm die berühmte Südwand ab. Während sich sonst die Höhe an den Schutthalden des Gebirgsfußes wenigstens schätzen ließ, verlor sie sich heute im Ungefähren. Kaum trat die ein wenig hellere Fläche des Sees in platter Draufsicht aus dem Blaugrau. Die Zentralkette jenseits des Tales war nur ein blasser Schemen. Graue Ballen, gezupfter Baumwolle gleich, hingen vor den Spitzen, ein Kreisen und Quirlen darin deutete sich mehr der Phantasie an, als daß der Blick es hätte erkennen mögen. Eilig, gebückt, ging er über die schmalste Stelle des Grates weg, dem Zerren der Sturmstöße zu entgehen. Schlechtwetter! Der zweifelhafte Ruf des Südwindes trog nicht. Er pflückte ein unbekanntes Pflänzchen aus einer Rinne und barg es in der Brieftasche. Nach kurzer Überlegung entschloß er sich, nicht in die hanfbesohnten Kletterschuhe zu wechseln, und begann den letzten Anstieg. Der Gipfel vor ihm war nicht mehr als ein Riff, ein Kap im Meer des Wesenlosen, mit einer trotzig Gebärde stieß er vor ins Leere. Nein, Schwindel fühlte er nicht, wenn auch der Andruck der bewegten Luftmassen das Halten des Gleichgewichts erschwerte. Schwindel hatte er nie gefühlt. Immerhin, der Gletscher zur Linken schien wie ein Freund, bereit, einen Fallenden in seinen Armen zu bergen, verglichen mit dem schaurigen Nichts zur Rechten. Vorsichtig hackte er Stufen in überfrorene Stellen. Schwindel, den Absturz kannte er nur aus dem Traum, und er hatte sich das Wort gegeben, auf seine Fahrten zu verzichten, sobald der Traum nur ein einziges Mal in ein waches Gefühl sich verwandeln würde. Weit war das heut nicht mehr, es war gut, daß ihm ein tiefer Riß die Sicht entzog. Ehe ihn der Kamin umschloß, nahm er noch wahr, wie sich eine Nebelfeder droben an die Spitze heftete. Der Sturm verwehte ihr Ende, doch wuchs sie aus ihrem Grund oder Kiel immer neu, so änderte sich ihre Länge nicht. Dann nahm ihn die Tätigkeit ganz in Anspruch, Bein-, Knie- und Handarbeit,

wie sie einander ablösten und sich zuspielten. Der Kamin bot keine besonderen Probleme, nirgends fehlten Tritt und Griff. Gewiß durfte einer nicht enttäuscht sein, der sich in den Bergen auskannte, entzog ihm der launische Wettergott Gunst und Aussicht. Des Vergnügens blieb noch genug. Die Lust, eigene Stärke und Geschicklichkeit zu spüren. Die Steine dieser Urlandschaft, dieser äußersten Klippen im Weltall zwischen die Finger zu nehmen. Flucht vor der Ordnung? Wichtigtuerei? Zum Lachen! Was war dann von jenen Staatsmännern zu halten, die seit Jahrzehnten auf der Schneide zwischen Frieden und Krieg hintaumelten, in eingebildetem Gleichgewicht, vorgestoßen von einem Sturm im Rücken, von dem keiner wußte, woher er kam und wohin er blies? Vielleicht war es ein großer Umschwung der Gestirne, der jene und ihn selber handeln ließ nach Regeln, deren Sinn noch niemand kannte, der sie blind tun, suchen und wohl auch finden machte, was keiner sie zu suchen gelehrt. Unruhe ist Vorzeichen des Künftigen, dessen, was sich ereignen wird. Gut, er würde es zu seinem eigen machen, wie diesen Berg. Plötzlich wußte er, warum die Alten Gebirge von ferne erschaut, doch nicht bestiegen hatten. Auf den Gebirgen thronten die Götter, hausten die Geister, damals. Jetzt waren sie leer, verlassen. Sie mußten wieder besetzt werden. Excelsior!

Schweißbedeckt langte er oben auf dem schmalen Geviert an und hielt sich an der morschen Gipfelpyramide fest. Um ihn brauste und dröhnte es. An Ausruhn war nicht zu denken. Finstere Wolken hatten die Zentralkette überrollt, in ihren gelben Rändern zuckte es, bleiche Sonnenstrahlen stiegen hinter den Cumulustürmen als breite Bänder in den Zenit. Den Seespiegel überrann es wie eine Haut, dann verfärbte er ins Schwarze. Die Nebelfeder neben ihm schlug auseinander in eine graue, drehend bewegte Masse, darunter der Gletscher verschwand. Die Einbildung, auf einer winzigen, wüsten Insel zu stehen, näherte sich täuschend der Gewißheit.

Ungesäumt unternahm er den Abstieg nach der anderen Seite. Ohne Hast, aber auch ohne Pause ließ er sich von Halt zu Halt hinab. Kaum achtete er auf das noch ferne Murren des Donners. Von einer Kanzel herab nahm er halben Blicks ein hellweißes Wolkengeschwader wahr, das sich ihm näherte. Es hielt sich in einer eng begrenzten Luftschicht, etwa hundertfünfzig Meter tiefer, die Ränder spleißten auf in Fäden und Fangarme. Dann hatte er lange nichts vor Augen als die fleckige Zeichnung des Felsens, den er auf Festigkeit prüfte. Sekundenschnell wurde es finster. Dennoch war die Route zu erkennen, die Wände hielten sie zusammen, immer mehr Tiefe gewann er. Als er die Basis des Felskegels am Gletscherrand erreicht hatte, krachte scharf der erste Donnerschlag und rollte langhallend über die Eisfläche.

Er wußte, zaudern durfte er nicht. Im Laufe erreichte er eine Art natürlicher Felsenkapelle oberhalb der Randkluft, die ihm vor Jahren ihrer Form wegen aufgefallen und im Gedächtnis geblieben war. Kaum hatte er sich in die flache Nische gedrückt, barsten die Wolken. Wasser mit Graupeln vermischt stürzte in Strömen nieder, es wurde Nacht. Blitz und Donner jagten einander, gleich anfangs schlug es mehrmals mit hellem Knattern in den Gipfel droben. Ein Kugelblitz setzte halb springend, halb schwebend die Wand herab, zerbarst

mit einem Knall auf dem Gletscher. Rot, gelb, grün, weiß und violett sprühten die Entladungen durch die Dunkelheit. Der Orkan heulte über die Scharte wie ein Tier.

Zuerst gab er sich ganz dem Schauspiel hin. Obgleich die Höhle im Gestein nicht tief war, schützte sie doch über Erwarten. Heftige Sturmstöße jagten die Schauer über ihn weg so weit auf den Gletscher hinaus, daß er trocken blieb, nur wenn sich ein Wirbel in der Kluft verfang, schlugen Tropfen und verwehte Schneebrocken auf seine Füße. Allmählich konnte er es sogar wagen, sich auf seinen Rucksack zu setzen und damit die Knie vorzustrecken. Er war müde, aber guten Mutes, noch würde er den Nachtschnellzug erreichen. Was ihm da die Berge vorführten, war die verlorene Aussicht wohl wert. Mit Behagen hielt er Mahlzeit, nachdem er seinen Mantel angezogen. Das geschah eigentlich nur aus Vorsicht. Denn nach einigen eiskalten Böen strömten warme Luftmassen nach. Die Windstärke nahm ab, die Schloßen verschwanden, reichlicher Regen floß fast gerade, so mußte er sich wieder aufrichten. Am wachsenden Abstand zwischen Blitz und Donner ließ sich der Gang des Gewitters über den Gletscher weg in die Ferne verfolgen. Nein, es gab nichts Herrlicheres als die Berge! Das miterleben dürfen! Dem zu trotzen! Was vermochten dagegen die kleinlichen Vergnügungen der Stadt? Was ihre künstliche Geselligkeit? Mochten die Seelenzerfaserer, die Gefühlssezierer reden – hier begann die neue Welt, hier durfte der Mann sich messen.

Er mochte etwas über eine Stunde in seinem Versteck gewartet haben, als der Regen nachließ. Es erstaunte ihn nicht, daß es trotzdem nicht heller wurde. Der Gletscher dampfte die Feuchtigkeit in Gestalt eines zähen, schwarzen Nebels wieder ab; der deckte rundum alles mit einer Kappe. Das würde sich wohl durch viele Stunden nicht ändern. Wollte er also nicht unter wenig angenehmen Umständen im Freien übernachten, blieb nur, den Tagesplan genau so durchzuführen, wie er von Anfang gefaßt war, das bedeutete, Talfahrt über den K.-steig durch die Südwand. Den Gletscher von dieser Stelle durch wenig bekanntes Gebiet im Nebel überqueren, konnte nur ein Leichtsinniger unternehmen, Verfangen im Spaltengewirr würde unvermeidlich sein. Der K.-steig dagegen, er kannte ihn, durch Leitern und Drahtseil vorzüglich gesichert, galt als einer der besten und interessantesten im Gebiet. Viel Geld hatte der Verein in seine Anlage gesteckt, durch die fast unzugängliche Südwand war er so geführt, daß kein Anfänger vor ihm zurückzuschrecken brauchte, fürchtete er sich nur nicht vor der Tiefe. Mit Recht rühmte man sich seiner unter den Stiftern. Nicht nur also würde da das Drahtseil leiten, einzig an der Windseite konnte er noch hoffen, bald durch die Wolkenschicht zu stoßen und wieder Sicht zu gewinnen.

Schon der Einstieg war nicht zu verfehlen. Wenige hundert Meter ostwärts öffnete sich ein Felsentor im Grat gegen den Absturz, unmittelbar dahinter begann die erste Leiterkette, die fast senkrecht hinabführte. Er passierte sie ohne Beschwer, der Wind hatte sich beinah gelegt. Dann zog der Steig schräg durch die Felsen. Als er die letzte Leiter verließ und auf den gewachsenen Grund trat, rutschte er in der glatten Nässe aus. Die Nagelschuhe! Vorsichtig

tat er sich nieder, um nun doch noch die Kletterschuhe anzulegen. Den Rucksack neben sich zu bekommen, mußte er aus der Mulde, darin der Leiterfuß ruhte, ein wenig herausrücken. Zweifellos, es lichtete sich, er hatte richtig gerechnet, in wenigen Minuten wohl schon würde sich der erste Blick nach dem Talgrund öffnen.

Er zog den rechten Stiefel aus, steckte ihn in den Rucksack und streifte dafür den Segeltuchschuh über. Als er im Begriffe war, mit dem linken das gleiche zu tun, kam der Eispickel ins Rutschen. Im raschen Greifen danach stieß er an den Rucksack, der nach vorn überzukippen drohte. Beim Versuch, auch ihn zu halten, begann der eigene Körper zu gleiten. Einschlagen der Fersen bremste nicht genug, der eine Fuß war bloß, der Rand des Kletterschuhs verbog sich. Keinen Augenblick verlor er die klare Besinnung. Er preßte Rücken, Kopf und Arme zurück, die Reibung zu verstärken und mit den Händen eine Unebenheit zu fassen. Schon sich herumzuwerfen hätte verhängnisvollen Zeitverlust bedeuten können. Umsonst. Die Geschwindigkeit des Gleitens nahm zu, er spürte, wie der glatte Stein unter ihm sich in die Lotrechte neigte. Jetzt verlor er die Fühlung mit ihm, schwebte frei. Welcher Unsinn wurde da erzählt, daß im Bruchteil von Sekunden das ganze Leben an einem vorüberzöge! Nichts dergleichen. Als er die Augen schloß, wünschte er heiß, durch Überschlagen im Sturz das Bewußtsein zu verlieren, um den Aufprall nicht zu fühlen. Der geschah fast augenblicklich. Als der Druck des schweren Schlages von der Lunge gewichen war und er wieder Luft schöpfen konnte, bewegte er die Glieder. Die Sohlen brannten heftig, lange Hautrisse an den Händen bluteten reichlich – gebrochen war nichts. Er richtete sich empor und sah um sich. Gras, Blüten. *Nigritella nigra*, das schwarze Kohlröschen, eine Orchidee, verzeichnete etwas in ihm. Ist das nun kein Etikettieren, fragte er sich grimmig? Dann stand er auf. Schräge Strahlen der Abendsonne gaben freundlichen Schein. Zwei Schritt neben ihm lagen Rucksack und Eispickel, sie hatten die Abfahrt mitgemacht. Wo befand er sich? Ein Band trat links aus dem Felsen, verbreiterte sich vor ihm, schwand rechts wieder in der Wand. Über ihm stieg der Fels blank und ein wenig überhängend wohl acht Meter auf. Das also war die Fallhöhe gewesen. Er ging an den Rand vor. Absturz. In Frieden lag der Seespiegel, ein Lastzug, spielzeugklein, paffte eifrig die Strecke entlang. Er schritt sein Gebiet ab. Kein Zweifel, gefangen! Wie zum Hohn begann das Band drei Mannslängen weiter rechts wieder, genau an dieser Stelle erreichte es der Steig von oben, er konnte die am Drahtseil hängenden Tropfen zählen. Einen mit dem Seil da hinüber- oder hinaufzuholen mußte leicht sein, der Einzelgänger war hilflos.

Er holte die Feldflasche aus dem Rucksack und trank einen gierigen Zug. Dann besann er sich, stellte die Mündung der Flasche unter eine tiefende Stelle am Felsen, überprüfte seinen Mundvorrat. Für einen Tag mochte er reichen. Der helle Ärger brach ihm aus, als er bemerkte, daß ihm seine beiden linken Schuhe nicht gefolgt waren. Die standen entweder noch droben oder hatten in einem weiteren Sprung das Band übersetzt. Was würde man über ihn lachen!

Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder sie fanden ihn, und er hörte im voraus ihre weisen Reden über den, der glaube, allein auskommen zu können, und nun den anderen, seinen Mitmenschen, Arbeit mache – oder sie fanden ihn nicht, dann würde er hier verhungern. Beides schien ihm gleich unerfreulich. Irgendwie war sein Tag und mehr noch widerlegt, obschon er sich im Recht fühlte, denn er glaubte keinen Fehler gemacht zu haben. Dann überlegte er, wieviel Papier er zusammenbringen könne, bei Einbruch der Nacht ein Signalfeuer anzustecken.

FREIMUT ARLT / KRITISCHE SPLITTER

Einem Menschen, der keinen Kopf besitzt, soll man keine bessere Frisur empfehlen.

Wenn viele Ausgefallene beisammen sind, kommen sie sich normal vor.

Die unglücklichen Menschen sind wie das Tote Meer, sie haben keinen Ausgang.

Schlafe hin und wieder einmal neben dem Bett, damit du weißt, was ein Bett wert ist.

Es gibt häßliche Menschen, die bei einem Wutanfall schön erscheinen.

Fällt etwas und bleibt irgendwo hängen, so ist es schwerer zu finden, als wenn es ganz fällt.

Mit-teilen ist eine sehr verständliche Sprache und Umgangsform, ein universales Esperanto.

Der Egoismus ist eine Einbahnstraße, es kommt keiner entgegen.

Fehler zu machen ist das Vorrecht der Jugend. Dagegen Fehler zu machen im Alter ist Unrecht – der Jugend gegenüber.

Ein Hund, nachdem er genascht hat und seinen Herrn ansehen soll, leckt sich die Schnauze.

Mitunter ist eine Sache so wenig, daß sie nicht einmal nichts ist.

Behandle deinen Freund, den Schlaf, nicht nebensächlich; er wird sonst dein bösester Feind.

Das Dorf in der Großstadt ist der Verein.

Daß eine Geburt sein wird, weiß man schon vorher, aber nicht, ob das Kind leben bleiben wird. Beim Tod ist es genau umgekehrt. Die Todesstunde ist vollkommen ungewiß, aber man kann wissen, ob man danach zu den Lebendigen oder zu den Toten gezählt wird.

Für etwas Verständnis haben, heißt noch nicht, daß man es verstanden hat.

Schaut man rückwärts in die Geschichte, sieht man, daß Gott nach dem Grundsatz handelt: wer nicht hören will, muß fühlen.

Wer sagt: wenn ich könnte, wie ich wollte . . . , der kann und will auch nicht.

Bei vielen Paaren ist der eine Teil sehr schweigsam. Man ist dann versucht anzunehmen, daß er deshalb so still ist, weil der andere so sehr viel spricht. In Wirklichkeit ist es aber meistens gerade umgekehrt.

Vertrauen müssen selbst Gauner unter sich haben, wenn ein Anschlag gelingen soll.

Mit zwanzig kommen die Männer aus den Flegeljahren und mit einundzwanzig fängt das Kind im Manne an.

Die alten Germanen hätten es sich nicht träumen lassen, daß es noch einmal Fabriken geben würde, die als einzige Aufgabe haben, Hundekuchen zu fabrizieren.

Wenn jemand aus dem Trubel in die Einsamkeit geht, tut er das, was die Kühe tun – er kaut wieder.

Tot zu sein ist eine Macht.

Ein guter Mensch zu sein ist nicht deshalb so schwer, weil es große Taten erfordert, sondern weil die Redlichkeit allgemein als Dummheit herabgewertet scheint und somit dieser seltene Mensch zum lebenden Märtyrer ohne Gemeinde wird.

RUDOLF HARTUNG

TRÜBER TAG

Auch die Düsternis dieses Tags läßt sich in Karten verzeichnen,
die Wetterwarte gibt Auskunft: Tiefdruckgebiet, Kalt-
luft aus dem Norden, bewölkt und zeitweilig Schauer.
Kein Grund zur Sorge also, du weißt: November,
und das Jahr rollt hinab mit der Fracht welken Laubs,
vergessenen Wünschen, mit Flieder und Toten.

Aber die Zahlen und Linien verraten das Unheil nicht:
den Tag, dessen Dunkel die Chrysantheme erhellt
– kupferne Münze in blaugrauem Wasser –,
diesen Tag im November, an dem ich noch einmal begriff,
daß ich mein Leben verkauft hab in einem
anderen Jahr, einem vergangenen Leben;
als ich begriff, daß es mein
Leben war und kein anderes in diesem November.

Leuchte, Kupferne, in diesen düsteren Tag,
damit ich noch einmal bedenke,
wann es geschah, den verjährten Betrug,
und wie ich's verschweige, wenn ich am Abend
in die hellen Zimmer der Menschen trete und sage:
November, ein grauer Tag . . .

Leuchte, Kupferne, leuchte!

IN DEN DÜNEN

Auf den Hügeln der Dünen werf ich das Netz aus,
in der Mulde des Mittags gebettet,
in der sprachlosen Antwort des Leibes,
in der vergessenen Sprache, deren Frage und Antwort sich aufhebt,
in den Tumult dieses Schweigens verbannt,
werf ich das Netz aus.

Die Sonne strahlt auf die Sandbank.
Die Windschrift auf dem Meer wird gelöscht.

Am Rande der fischreichen Flut,
über den blonden Sand
werf ich das Adernetz mit den roten Knoten der Pulse,
die Stränge der Nerven, in denen die Welt sich mir auf sagt,
Urheber meines Tuns, Gefangener meines Wurfs –
Geflecht, das gewirkt war und das ich nicht wirkte.
Unter dem grausamen Blau dieses Himmels,
in welchem das Glück sich drohend versammelt,
unter dem Erzschild mit den blauen Vokalen der Hoffnung
zerreißt ein Häherschrei das pochende Netz.

Schatten huschen über die Sandbank.
Der Wind pflügt das Meer.

UNTER NOCH KAHLEN BÄUMEN

Freigebig entläßt der Nachmittag die Flüge der Möwen –
ich heb die Hand – die Luft ist fremd und weich –:
bleiches Gerippe zwischen Stamm und Zweigen
des Winterwalds.

Und dort der See!
Die Spuren alter Fahrten sind vergessen,
geteerte Planen schützen Kiel und Boot:
Wind, der die Federn bauscht, füllt noch kein Segel;
denn nur Gefiedertes ist frei und sucht die Fahrten.

Doch unter den kahlen Bäumen am See
flüstert ein Schatten mir zu:
Unter der gefrorenen Fläche des Tags,
unterm Eisschild des Vergessens
liegt blau das Land:
die Gräser am Hang, die Büsche, die Nymphen.
Hol sie zurück!

Aber bedenke: Geburt und Erinnern sind schwer,
und dein machtloser Wille lagert als Fels vor dem Grab,
bis in weißen und blutigen Laken der Gemartete selber
aufsteht und wandelt.

Dann wird die Zeit sich erfüllen in Frühling und Sommer,
in grüner Dämmerung singen die Wurzeln der Stämme,
und in anderer Sonne soll auch dein Aschenfeld blühn. –

Raunen des steigenden Safts, und die Stunde verrann,
es hat sich wenig verändert: ein Kind ging vorbei,
ein Haus wurde hell, dann ein zweites und drittes –
die Nacht sagt sich an mit Lichtern und
Fieber, das schwarzer Amselschlag weckt.
Auf langem Heimweg wird die Zukunft verzehrt.

Nur unter den kahlen Bäumen am See
flüstert der Schatten nochmals mir zu:
Bald ist es Zeit und es gilt
ohne Schmerz das Blühen zu sehen,
die Sommernachmittage in hellen Zimmern und Gärten,
die Großstadtabende, wenn über den westlichen Straßen
lange der Sonnenball steht, bis die letzten
Fenster der Häuser entflammen in Scham oder Zorn oder Liebe. . .

Flüstert der Schatten:
Dann ist es Zeit und es gilt
in der Stadt deines Hierseins den Duft der Linden zu atmen.

BADENDE AM STRAND

Verlaßner Strand – das Mittagsschiff vorüber,
und heimwärts schon mit Ball und Ruf die andern,
und weißer Möwenflug sehr fern am Horizont.

Nur noch das Meer: die weiche Flut,
welche dein Arm durchteilt hat, Schwimmerin,
atmet mit blauen Brüsten.

Dein feuchtes Haar, gebreitet auf todlosem Sand,
hüllt dich in Schlaf;
über die salzigen Lippen streicht der Atem des Traums –:
Möwe oder Mann, verwirkt ins Netz dieser Bilder,
Tauben oder Schwan, an die braunen Schenkel geschmiegt?

Ich kann das Wort deines Traums nicht verstehen,
die Figur deines Haars, dein erloschenes Aug,
schöne Schläferin am Rande der bitteren See.

HERBERT FRITSCH / DER ARZT UND DIE ZIVILISATIONSSCHÄDEN

Die bis zum Überdruß gerühmten Großtaten jener medizinischen Ära, die uns die Anti- und Asepsis, die Narkose, die Serumtherapie, das Salvarsan und den erfolgreichen Sturmangriff auf die Tropenkrankheiten schenkte, wollen wir dahingestellt sein lassen, und sei es in der Ruhmeshalle der Menschheit. Auch die vielgepriesenen Nachzügler besagter Gründerjahre der naturwissenschaftlichen Medizin, die Sulfonamide und Antibiotica etwa, sollen ungeachtet ihres fleißigen Mißbrauchtwerdens und ihrer heute in den Fachzeitschriften immer reichlicher erörterten Schattenseiten gern anerkannt werden als technische Nothilfen, um in bedrohlichen Erkrankungsfällen eine Wende zu erzwingen. Ganz ohne Zweifel hat uns die moderne – wie man so gern sagt, obwohl es zumeist die schon nicht mehr ganz moderne ist – Medizin gegen viele akute Schrecknisse wirksam gewappnet: das Kindbettfieber ist besiegt, die Syphilis stirbt aus, die Säuglinge bleiben in wesentlich größerer Zahl am Leben als ehemals, Lungen- und Bauchfellentzündungen, Sepsis und selbst die tückische Endocarditis lenta, die langsam und ehemals tödlich verlaufende Herzinnenhautentzündung, haben sich als therapierbar erwiesen. Aber auch wo man nicht heilen kann im Sinne einer kurz- oder langfristigen erfolgreichen Behandlung, bietet die Medizin Hilfen an: der Zuckerkranke kann, solange er lebt, Insulin einspritzen und hält sich damit in Form, freilich muß er immer weiterspritzen, was so teuer ist, daß man ihm eine „Insulin-Rente“ bewilligt; der an perniziöser Anämie Leidende ist durch Leberextrakte und Vitamin B₁₂ am Leben zu erhalten, es ließe sich die Reihe der Substitutionsmaßnahmen – mit denen keine Heilung, wohl aber eine durch Zufuhr bestimmter Mittel erzielte Normierung des Patienten, solange er diese Mittel anwendet, zustande kommt – noch wesentlich verlängern. Alles in allem: das von so scharfen Rechnern wie den Versicherungsstatistikern ermittelte durchschnittliche Lebensalter, das der Zeitgenosse erreicht, ist in den letzten 70 Jahren enorm angestiegen, wobei man freilich die erfolgreich bekämpfte Säuglingssterblichkeit in die errechnete Ziffer einkalkulieren muß. Dennoch ist es um die Medizin unserer Tage keineswegs bestens bestellt; sie pocht auf den Ruhm, den sie von den Zeiten Listers, Kochs, Behrings und Ehrlichs her gründete, sie freut sich der Anerkennung, die jedem ihrer neuen Funde bis in die Illustrierten-Presse hinab zuteil wird, sie dankt für Nobelpreise, die den Erprobern und Bewährern tollkühner technischer Kunstgriffe verliehen werden, aber sie ist weithin mißgestimmt angesichts der Tatsache, daß nur das akut Bedrohliche, das furibund Dramatische besiegt war, daß jedoch die langfristig und oft auch unklar verlaufenden Erkrankungen jeder Therapie hämisch spotten.

Zum Teil versucht man da Ausreden. Insbesondere gilt das für die Zunahme des Krebses, der ja nicht wie ein Blitz aus heiterem Himmel da ist – obwohl man ihn vielfach erst diagnostisch bemerkt, wenn er sich als inoperabel und als

therapeutisch aussichtslos vorgeschritten erweist –, sondern der auf dem Boden einer noch ungeklärten und durch eine Legion von Theorien keineswegs klarer gewordenen Allgemeinerkrankung gedeiht, ehe er als Geschwulst faßbar wird. Allen Ernstes gibt es Mediziner, die uns einzureden versuchen, die Zunahme der Krebsfälle in den letzten Jahrzehnten sei scheinbar: lediglich die verbesserte Diagnostik ermögliche heute, diejenigen Krebsfälle, die man früher als „Auszehrung“, „Entkräftung“ oder was auch immer diagnostizierte, als Krebs zu erkennen. Davon kann aber keine Rede sein. Die Prosektoren – die wissenschaftlichen Leichenöffner, die nach dem Tode des Patienten, oft zum Ärger des behandelnden Internisten, eine unbezweifelbare Diagnose stellen und deshalb im Jargon der Krankenhausärzte scherzhaft als „post-mortale Klugscheißer“ bezeichnet werden – vermochten seit den Zeiten Karl von Rokitanskys und Rudolf Virchows, also seit mehr als hundert Jahren, gerade die bösartigen Geschwülste mit besonderer Sicherheit zu erkennen: kaum ein anderes Produkt des erkrankten Organismus kommt ja dem Bedürfnis der einst materialistischen Medizin, etwas Greif- und Mikroskopierbares vorzufinden, in dem Maße entgegen wie gerade der Krebs. Er hat nicht scheinbar, sondern einwandfrei an Häufigkeit derart zugenommen, daß wir seit Jahrzehnten geradezu von einem Zeitalter der Krebsangst sprechen können.

Nicht so tragisch, aber quälender noch ist die Zunahme unklarer Beschwerden von oft lebenslänglicher Dauer, die man in ärztlicher Verlegenheit mit mehr oder minder rhetorischen Benennungen versieht, unter denen die „vegetative Dystonie“, die „neurozirkulatorische Dystonie“ und die „Dienkephalose“ gegenwärtig am gängigsten sind. Diese Diagnosen besagen, daß der Tonus, der lebendige Spannungszustand, im Funktionsbetrieb des vegetativen Nervensystems zu Mißstimmungen neigt, oder daß der Tonus in der Peripherie und in der Zentrale des Blutkreislaufs nervös gestört ist, oder endlich, daß vom Zwischenhirn als der oberen Schalt-Instanz des vegetativen Geschehens eine Disharmonie der Impulse ausgeht. Nun ja, das alles mag der Fall sein: jedoch dem Riesenheer der vegetativen und neurozirkulatorischen Dystoniker und Dienkephalotiker ist damit nicht gedient, zumal als Therapie fast immer Industrie-Arzneien zum Dauerverzehr verordnet zu werden pflegen, die – einander bis auf winzigste, patentrechtlich bedingte Abweichungen in der Zusammensetzung gleichend – beide Teile des vegetativen Nervensystems, den Sympathicus und den Parasympathicus, sanft einlullen. Der Patient ermüdet, die Beschwerden – wie etwa Ameisenkribbeln in Händen und Füßen, krampfartige Zusammenziehungen der Bauchorgane, Absterben einzelner Finger, Sensationen am Herzen, Schweißausbrüche und ähnliche Belästigungen – ermüden mit ihm, eine schleichende Luminalvergiftung senkt Leistung und Lebensfreude. Solches nun ebenfalls zu den Großtaten moderner Medizin zu zählen, kann billig nicht erwartet werden.

Hinzu kommt, daß die genannten drei Diagnosen sanfte Ruhekrassen für den vom überforderten Alltag und von der durch die Sozialversicherung erzielten Existenzpanik zerschlissenen Arzt darstellen. Theoretisch weiß er

genau, daß eine Unzahl von Erkrankungen, die später ernst aussehen können, mit kleinen, objektiv kaum oder gar nicht konstatierbaren Beschwerden beginnt, daß in solchen Fällen lediglich der Patient sein subjektives Ach und Weh klagt: theoretisch weiß er, daß hier eine besonders gründliche Untersuchung, Beobachtung und Behandlung angezeigt wäre, weil Entstehendes zu verhindern besser ist, als am Ende hilflos vor Entstandenem zu stehen. Praktisch aber liest und lernt er – wenn nicht aus der Fachpresse und auf ärztlichen Fortbildungskursen, so doch durch den Großangriff der Schlagworte, die die Prospekte der pharmazeutischen Industrie täglich seinem Unterbewußtsein einhämmern –, daß „vegetative“, „neurozirkulatorische Dystonie“ und „Dienkephalose“ zum modernen Menschen gehören wie das Rundfunkgerät und das Toto-Tippen. So stellen denn, wo fundierte Begriffe fehlen oder zu mühsam ermittelbar sind, die drei Wörter zur rechten Zeit sich ein, denen das Rezept mit der Verordnung eines der zahlreichen Dämpfungsmittel fast automatisch folgt.

Besonders die „neurozirkulatorische Dystonie“ hat es in sich: sie ist das, was man ehemals hausärztlicherseits in die beruhigend gemeinten Worte kleidete, die Herz- und Kreislaufbeschwerden, die der Kranke angibt, seien „nur nervös“ oder „nur funktionell“, „organisch läßt sich nichts feststellen“. Nun kämpfte schon vor 30 Jahren der – inzwischen verstorbene – Herz-Facharzt Karl Fahrenkamp gegen solche Abwertung „nur funktioneller“ Beschwerden Herz- und Kreislaufkranker: er sähe, berichtete er, fast alle seine Patienten, die mit „nur funktionellen“ Beschwerden zu ihm kamen, einige Jahre später als organisch ernstlich Herzkranke wieder. Der therapeutische Weg, den er fand, um das zu verhindern, nämlich die dauernde Verordnung weniger Tropfen herzwirksamer Glykoside, etwa in Form eines Maiglöckchen-Extraktes, soll hier nur kurz erwähnt werden, weil er zu unserem Thema gehört. Fahrenkamp vertrat gut begründet die Meinung, daß die herzwirksamen Glykoside, die sich in zahlreichen Wild- und speziell Waldpflanzen finden, außer im Maiglöckchen auch im Adonisröschen, im Fingerhut, in der Scilla und anderen, eine grundsätzlich bedeutsame Rolle für alles Lebendige spielen und in winzigen Spuren zu unserer Nahrung gehören genau wie die Mineralsalze, Spurenelemente und Vitamine. Er nannte die herzwirksamen Glykoside in solchem Sinne „Funktionine“ und stellte in den 1937, 1938 und 1943 erschienenen drei Bänden seines Werkes „Vom Aufbau und Abbau des Lebendigen“ deren Bedeutung dar. Wald zum Beispiel kann man in waldlosen Gegenden nur dann aufforsten, wenn man außer der Baumpflanzung für die Kräuter sorgt, die herzwirksame Glykoside enthalten, im Herbst welken und als naturverfertigter „Tee“ durch Regen und Schneeschmelze in den Boden und von dort her in die Wurzeln der Bäume gelangen: das Säftesteigen, das bei Kiefern und Eschen erhebliche Höhen zu bewältigen hat, ist nur gewährleistet, wenn diese „Herzgifte“ in Spuren vom Boden her den Prozeß anfachen. Damit, daß wir Menschen eines mit Zivilisationsschäden reich bedachten Zeitalters weitgehend Nahrung verzehren, die von einem Boden ohne Unkräuter stammt und mithin auch nicht die vom verwelkenden

Unkraut dem Boden überantworteten Funktionäre enthält, sind wir – nach Fahrenkamp – ganz besonders zu Herz- und Kreislaufstörungen disponiert. Er hat unzählige überzeugende Versuche an Pflanzen, Tieren und, therapeutisch, an seinen Kranken durchgeführt, die deutlich erweisen, wie eine Zufuhr geringster Mengen von Extrakten aus Pflanzen, in denen herzwirksame Glykoside enthalten sind, deren biologischen Zustand bessern. Hätte er sich statt dessen mit der – damals freilich noch gar nicht formulierten – Diagnose-Formel „neurozirkulatorische Dystonie“ begnügt und die Tatsache, daß die mit diesem faulen Zauberwort in die Schar der Leichtkranken Gebannten später als Schwerkranken wiederkamen, als bloßes „Schicksal“ hingegenommen, so wären wir um eine wesentliche biologische Erkenntnis unserer Zeit, die der Funktionäre, ärmer.

Steigern sich die „vegetativen“ oder „vom Zwischenhirn ausgehenden“ Beschwerden unklarer Art bei einem überforderten Menschen, so spricht der Arzt heute oft von der „Managerkrankheit“. Auch sie ist nicht klar charakterisierbar, einmal wird mehr der nervöse Spannungszustand, ein anderes Mal werden mehr die „Aufbraucherscheinungen“ oder die „Ausschöpfung der Leistungsreserven“ betont: alles Vokabeln, die wenig besagen. Jedoch der Herzinfarkt, der dem unklaren Bild häufig ein klares Ende setzt, ist um so faßbarer, nicht nur klinisch – wenn es, wie meistens leider nicht, überhaupt noch dazu kommt –, sondern vom Sektionstisch her. Gustav Bodechtel, der Nachfolger Gustav von Bergmanns auf dem Münchener Lehrstuhl, teilt mit, daß vor 30 Jahren, als er seine klinische Ausbildung durchmachte, der Herzinfarkt zwar erwähnt wurde, man ihn aber kaum je zu diagnostizieren Gelegenheit hatte, während ihn heute bereits der Laie kennt und fürchtet, so enorm hat sein Auftreten, allzuoft gleich als Todesursache, in der letzten Zeit zugenommen. Angehörige freier Berufe liefern fast die Hälfte aller Fälle (48%), Arbeiter und Angestellte nur 14 bis 15%, Beamte 11 bis 12%. Die Beziehung zum Existenzkampf ist deutlich, ebenso deutlich ist, daß die Angehörigen freier Berufe „nervös“ zu sein pflegen, verglichen etwa mit Beamten. „Nur nervös“, „vegetativ bedingt“, „neurozirkulatorisch-dystonisch“ sind die Beschwerden der „Nervösen“, bis – wie man zu sagen pflegt – „aus heiler Haut“ der Herzinfarkt den als kaumkrank Diagnostizierten umwirft.

Einsichtige Therapeuten haben seit langem schon konstatiert, daß die Medizin der Gegenwart eines Umbaus vom Fundament an bedarf. Keiner wird die anfangs erwähnten Großtaten der Gründerjahre gering bewerten, wenngleich nicht alles so klar zutage liegt, wie man es zu hören gewohnt ist: die damalige Vernaturwissenschaftlichung der Heilkunst hat ganz gewiß manches bedrohte Leben retten gelehrt, hat aber auch gräßliche „Irrwege der Chirurgie“ – denen der Chirurg Erwin Liek ein ganzes Buch widmete –, schlimme Impfkatastrophen, z. B. in Lübeck, ärztlich propagierte Arzneivergiftungen gewaltigen Ausmaßes und die entpersönlichte Krankenhaus-Atmosphäre geschaffen, in der vom „Krankenmaterial“ die Rede ist und der Assistent dem Chef morgens mitteilt, wie sich „der Magen in Saal zwei“, „die Blase in Saal sechs“ und „die beiden Aorten auf der Privatstation“ befinden.

Vor allem aber sind die erfolgreich therapierbar gewordenen akuten und dramatischen Erkrankungen abgelöst worden durch die chronischen, denen die Medizin ziemlich machtlos gegenübersteht: ich brauche nur Wörter wie Arthritis und Arthrosis, den Gesamtbereich des Rheumatismus, die Schlaflosigkeit, den erhöhten Blutdruck, die schleichenden Leberschäden, die Arteriosklerose zu nennen, ich brauche nur auf die Unzahl gleichzeitig vorhandener oder einander modisch ablösender Patent-Arzneien gegen die Symptome der genannten Leiden hinzuweisen, um deutlich werden zu lassen, wie häufig solche chronischen Prozesse geworden sind und wie wenig ihnen gegenüber von einer gezielten und gekonnten Therapie die Rede sein kann. Noch eindrucksvoller zeigt sich das im Hinblick auf den Zahn- und Gebißverfall. Bereits junge Menschen, die die Pubertät durchmachen, pflegen Zahn-lücken und gefüllte Zähne aufzuweisen, ältere Menschen ohne Zahnfüllungen, Goldkronen, Brücken und Prothesen kommen kaum noch vor. Eine innere Behandlung des Gebißverfalls wird gar nicht erst versucht – der Zahnarzt extrahiert, plombiert oder ersetzt die Zähne, ist also Techniker in jeder Hinsicht –, oder sie wird propagiert durch Zusatz industriell zubereiteten Fluors zum Trinkwasser, so daß unser ohnehin bereits „totes“, gefiltertes, gechlortes Leitungswasser noch einen Zusatz mehr erhalten soll, von dessen Nebenwirkungen bei Dauergebrauch die homöopathische Arzneiprüfung am Gesunden eine Fülle krankmachender, zum Teil recht ernster Erscheinungen feststellen konnte, so daß sich gottlob bei uns in Deutschland die staatlich verfügte Fluorierung des Trinkwassers nicht durchsetzen konnte trotz der erheblichen merkantilen Interessen, die sich beim Versuch ihrer Durchsetzung kräftig einschalteten.

Der Zahn- und Gebißverfall gehört zu den ganz wenigen Leiden, deren Entstehung von genau bestimmbareren Einflüssen her man beobachten kann. Albert von Haller, Biologe und Kenner ferner Länder und fremder Rassen, konnte – weitgehend gestützt auf die Forschungen des nordamerikanischen Zahnarztes Weston A. Price – in seinem durch klare Beweisführung und überzeugende Fotos gleichermaßen ausgezeichneten Buch „Gefährdete Menschheit; Ursache und Verhütung der Degeneration“ (Stuttgart 1956) nachweisen, daß in allen Erdteilen und sogar schon im Zeitraum einer einzigen Generation der Gebißverfall beginnt, sobald die Eingeborenen die in der weißen Menschheit übliche Zivilisationskost zu essen anfangen. Nicht nur Caries tritt dann prompt auf, auch Anomalien der Zahnstellung zeigen sich: und in den Fällen, wo zwei farbige Geschwister so lebten, daß eines davon die alte Kost der Rasse aß, das andere in seine Ernährung die Zivilisationskost auch nur teilweise einfügte, behielt das eine der Geschwister sein tadelloses Gebiß, das andere geriet in die für uns Weiße charakteristische Situation des Gebißverfalls. Bedenkt man nun, wie viele Folgen krankhafter Art sich aus einem schadhafte oder mit „toten“ Zähnen durchgesetzten Gebiß ergeben – von der ungenügenden Mundverdauung und ihren Folgen auf Magen, Leber und Gesamtstoffwechsel angefangen bis zur „Herd-Intoxikation“, die be-

sonders gern von kranken oder abgetöteten Zähnen ausgeht und ernste Erkrankungen innerer Organe auslösen kann –, so muß man wohl mit Albert von Haller zu der Forderung einer möglichst radikalen Lebensreform gelangen, einer Verwendung grundsätzlich nur naturnaher, zivilisatorisch ungeschädigter Nahrung. Jedoch hier setzt bereits ein Dilemma ein. Gewiß wird heute, langsam, aber vielleicht erfolgreich, um einen Schutz unserer Nahrung gegen Farben, chemische Bleichungs- und mechanische Entwertungs-Prozeduren und gegen nachweislich krankmachende Konservierungsmittel gekämpft. Gewiß hat, nachdem ihm aus dem Lager der biologischen Therapeuten jahrzehntelang Rufer in der Wüste vorangingen, ein so anerkannter Universitäts-Professor der Pharmakologie wie F. Eichholtz – in seinem 1956 erschienenen Werk „Die toxische Gesamtsituation auf dem Gebiet der menschlichen Ernährung“ – die rund tausend chemischen Zusätze unserer Lebensmittel, die weit und breit üblich und erlaubt sind, in ihrer nachweislichen schweren Schädlichkeit hieb- und stichfest angeklagt: nur wenige Stoffe, die nach jahrzehntelanger Beobachtung als massiv giftig erkannt wurden, sind für Zwecke der Lebensmittelbearbeitung gesetzlich verboten, sonst aber kann praktisch die Lebensmittelindustrie – wenn es sich nicht gerade um Cyankali oder Arsen handelt – nach wie vor machen, was sie will. Das wird nun wohl, insbesondere nachdem die wahrhaft skandalöse Situation endlich auch kathederkundig geworden ist, allmählich anders werden.

Aber was ist damit gewonnen? Fallen die schädigenden Zusätze fort, so bleiben die unserem Obst und Gemüse anhaftenden Pflanzenschutzmittel, deren Giftigkeit die der meisten Lebensmittelzusätze bei weitem übertrifft. Über ihre unheimliche Auswirkung auf den Menschen liegt ein alarmierendes Buch von Wolfgang von Haller vor: „Vergiftung durch Schutzmittel“ (Stuttgart 1956), das besonders aufschlußreich durch die Einbeziehung der Aussagen ist, die der amerikanische Arzt Morton S. Biskind als genauer Kenner dieser Schäden vor einem staatlichen Untersuchungsausschuß machte. Ich lebe in einer Weinbau-Gegend zwischen Weinbergen, die den größeren Teil des Jahres hindurch mit chemischen Schutzmitteln abgespritzt werden. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt kommen immer giftigere Schutzmittel auf, so daß die Giftmörder unserer Zeit sich der gleichen Stoffe erfolgreich bedienen, mit denen man unser Obst und Gemüse behandelt. Die Weinberge verbreiten nicht nur, wenn man wandernd ihrer Bannmeile entronnen ist und alsdann zurückkehrt, kilometerweit einen charakteristischen Spritzmittel-Geruch, sondern sind auch praktisch frei von allem Tierleben. Noch vor etwa 20 Jahren konnte Cornel Schmitt ein hübsches Büchlein „Der Weinberg als Lebensgemeinschaft“ herausgeben, in dem auch von einer reichen Fauna berichtet wurde. Es ist inzwischen hinsichtlich dieser gegenstandslos geworden.

Jedoch selbst wenn der Pflanzenschutz auf die vernünftige Idee kommen und sie großzügig realisieren würde, durch Landschaftsgestaltung das biologische Gleichgewicht in der Natur wiederherzustellen und damit für Vorhandensein und Lebensmöglichkeit derjenigen Tiere neu zu sorgen, die die natürlichen

Feinde der Schädlinge sind – statt gerodete Hecken, regulierte Flußläufe und wie ein Ekzem übers Antlitz der Landschaft kriechende Industriesteppen bestehen und sich ungehemmt weiter ausbreiten zu lassen –, wäre bestenfalls ein Rückgang der universellen Verwendung von Pflanzengiften erreichbar. Man erkenne nicht, daß in der gegenwärtigen Situation die Forderer biologischen Landbaus Idealisten und als solche bekanntlich unbemittelt sind, während die Protektoren der Spritzgifte zu den Mäzenen einflußreicher Kreise gehören. Schon Lichtenberg, der, selbst Universitäts-Professor, wahrlich keine Trauben schmährte, die ihm etwa zu hoch gehangen hätten, sagte: „Es gibt in Deutschland nur zwei käufliche Berufsstände. Der eine ist eine gewisse Sorte Mädchen, der andere – die Universitätsprofessoren.“ Der sonst so scharfblickende Aphorist hat dabei die Politiker übersehen.

Träumen wir getrost davon, daß man uns die giftigen Lebensmittelzusätze und die noch giftigeren Pflanzenschutzmittel – die unter allen Umständen in unsere Nahrung geraten, auch wenn das im eigenen Interesse der Hersteller und Verwender und im Auftrag gelegnet wird – eines Tages erspare, so ist auch damit nur wenig für unsere Gesundheit gewonnen. Die Atemluft bleibt trotzdem verpestet durch Auspuffgase, Teerstraßenstaub und den Rauch der Fabriken. Der Boden, auf dem unser Obst und Gemüse gedeihen, bleibt trotzdem durch Handelsdünger chemischer Fertigung denaturiert und wirkt in die auf ihm gedeihende Pflanze hinein. Die Milch bleibt trotzdem zu einem auf bestimmte Gehaltsprozentage amtlich festgelegten Misch-, Verdünnungs- und Abrahmungsprodukt entwertet. Der Lärm – und sei es im stillsten Tal – der nahezu ubiquitären Düsenjäger bleibt trotzdem als Zerrütter unseres zentralen und vegetativen Nervensystems aktiv und nimmt von Jahr zu Jahr zu. Derjenige, der Fleisch verzehrt, erhält es als Fleisch von Schlachttieren, die man durch Stilben-Präparate – also durch Pseudo-Hormone, deren Beziehung zu bösartigen Geschwülsten fast schon als bewiesen gilt – mästete. So bitter es manchem klingen mag – auch mir selbst –: der Glaube, es ließe sich durch eine weitgehende Lebensreform ein Ausweg aus den Zivilisationschäden bahnen, muß aufgegeben werden. Selbstverständlich empfiehlt es sich, in der Beachtung lebensreformerischer Grundsätze so weit wie nur möglich zu gehen: wer statt naturbelassener Nahrung gefärbte, gebleichte, konservierte und gespritzte einkauft, wer von teilwertigen Industrieprodukten statt vom Vollwert der Speisen lebt, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben. Indessen: wer ist wirklich in der Lage, die Nahrung für sich und die Seinen in jedem Falle aus biologisch einwandfreier Quelle zu beziehen? Wer ist in der Lage, statt des toten Industriewassers aus der Leitung das lebendige Quellwasser zu verwenden? Wer muß nicht – zumindest auf Reisen, oft genug aber auch schon, weil er außer der umständlichen Beschaffung von Reformkost auch noch einiges andere zu tun hat – oft oder gar meist mit dem vorliebnehmen, was gerade auf den Markt kommt? Und wer kann der Milch entgehen, in die auch die in die Milch übergehenden Antibiotica hineingemolken und hineingemischt werden, mit denen man die Rindertuberkulose zu bekämpfen

versucht, so daß er durch unfreiwillige Aufnahme von Unterdosen antibiotischer Mittel sich unter Umständen resistente Erreger in seinem Organismus züchtet? Ich habe einmal einen Professor für Milchwirtschaft an einer Landwirtschaftlichen Akademie gefragt, ob man die Milch derjenigen Kühe, die gerade mit antibiotischen Arzneien behandelt werden – was ja immer nur wenige Tage lang dauert –, nicht für den Handel sperren könne. Das sei wirtschaftlich untragbar, hieß die ebenso klare wie kalte Antwort.

Wir können diese Fragen fortsetzen und werden immer wieder – bis zum unentrinnbaren Lärm hin – konstatieren, daß es unmöglich ist, der Fülle der nachgewiesenen Zivilisationsschäden zu entgehen, die nun einmal zu unserem Schicksal als abendländische Menschen gehören. Gelingt es uns, das Größte und das Übelste davon – generell durch Gesetzgebung oder individuell durch Lebensreform – zu verringern, so haben wir schon viel geleistet. Im großen und ganzen müssen wir uns aber damit abfinden, daß, wie einst die Menschheit Kataklysmen, gigantische Flutkatastrophen und Eiszeiten als Umweltgegebenheiten zu überstehen hatte und tatsächlich überstand, uns Heutigen eine Umwelt vom Schicksal geschaffen und diktiert wird, die uns mit Zivilisationsschäden eindeckt. Dieser Prozeß ist, in jäh aufsteigender Kurve, recht rasch vonstatten gegangen: der alte Hausarzt, den die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ohnehin aussterben ließ, ohne letzte Exemplare unter Denkmalschutz zu stellen, konnte noch guten Gewissens seinem übererregten Patienten raten, ruhiger zu werden, Aufregungen zu meiden und viel in die frische Luft zu gehn. Heute wird die Unruhe nur selten noch vom Kranken selbst erzeugt, sie wird ihm von den Wetterfronten, vom Existenzkampf, vom Lärm und von der denaturierten Kost ins Nervensystem appliziert, für Aufregung sorgen Korea-, Suez- und Ungarn-Ereignisse sowie die mit Schnellbeschußlärm auf Passantenjagd befindlichen Motorräder, frische Luft gibt es nur noch auf Halligen und im Hochgebirge, wobei noch offenbleibt, ob die Radioaktivität nicht dort wie anderswo grundsätzlich bereits der Luft Kränkendes und Zerstörerisches beimischte. Daß hinsichtlich der nuklearen Bomben-Versuche und ihrer atmosphärischen Folgen kein Grund zur Besorgnis vorhanden sei, versichern uns die Kernphysiker als die Geburtshelfer des Atomzeitalters: gab es je befangene Zeugen, dann diese!

Kurz, die Medizin der Gegenwart sieht sich vor der Aufgabe, trotz der unausweichlichen Zivilisationsschäden, denen der Mensch ausgesetzt ist, zu helfen und zu heilen. Mit bloßen symptom bemäntelnden Dämpfungs-Arzneien geht das nicht auf befriedigende Weise, da diese den Schäden nur neue Schäden hinzufügen. Der Ausweg ins Naturheilkundliche bewährt sich lediglich in Kurorten, der Kranke ist bei sich daheim ja der Unnatur ausgesetzt. Die Psychotherapie, die man bis Mitte der zwanziger Jahre als Sekte betrachtete, ist inzwischen – ohne daß die besten ihrer Vertreter wie etwa in Deutschland Gustav Richard Heyer dies mitmachen – zum Ausweichgleis einer an ihren Methoden verzweifelnden inneren Medizin geworden und trägt in diesem ihrem neuen Range nunmehr den Namen Psychosomatik. Der Laie versteht

unter Psychosomatik die schlechthin selbstverständliche Einsicht, daß man Leib und Seele zugleich behandeln müsse. Anders der Psychosomatiker, der in seiner programmatischen Form – also etwa in der Form des Hamburger Universitäts-Professors Arthur Jores – die Heilung menschlicher Krankheiten des Leibes durch langwierige und kostspielige psychotherapeutische Behandlung als einzig kausal und mithin erfolgreich plakatiert. Jores rechnet auch die Verstopfung zu den Erkrankungen, die nur durch 150 bis 200 psychotherapeutische Behandlungsstunden kausal heilbar seien. Ein anderer namhafter Psychotherapeut und berühmter Lehrbuch-Verfasser, Ernst Speer, bezeichnet Menschen, die ihre Darmträgheit diätetisch durch Leinsamen kurieren, als „süchtig“, „leinsamensüchtig“, mithin also psychotherapeutischer Behandlung bedürftig: und das in einem Lehrbuch ärztlicher Psychotherapie! Wir sehen hier überdeutlich, daß es einem seine Grenzen überschreitenden Psychotherapeuten – und der Psychotherapie ist von Freud bis Jung der Fluch der Kompetenzüberschreitung geradezu in die Wiege ihrer entstehenden Wissenschaft gelegt worden – ganz einfach nicht paßt, wenn Menschen einen unregelmäßigen Stuhlgang auf einfache Weise kurieren; er rächt sich an ihnen, indem er flugs eine „Sucht“ konstruiert, die „Leinsamensucht“, was so lächerlich ist, daß es töten würde, wäre nicht heute der Psychotherapeut, als säkularisierter Priester-Ersatz, sakrosankt.

Immerhin drückt sich in der Hinwendung der inneren Medizin zur Psychotherapie aus, daß man auch von der Klinik her versucht, den zivilisationsgeschädigten Menschen mit seinen chronischen, schulmedizinischer Arzneitherapie oft nicht zugänglichen Leiden dadurch zu heilen, daß man sich an eine höhere Schicht, eine höhere Integrationsstufe seiner Existenz wendet. Nun ist aber, wie – mit wenigen Ausnahmen – die Erfahrung lehrt, die vom Psychotherapeuten als Psyche verstandene und behandelte Psyche keine höhere, sondern eine tiefere Instanz: im Leibe geht es noch relativ geistig zu, Nietzsche sprach von der „Vernunft in unseren Gliedern“, Oetinger prägte den berühmten Satz: „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes“, und an der Selbstheil-tendenz im Leibe – also am steten Wirken der Entelechie – zweifeln nur noch einige wenige medizinische Wisente, die, zum Aussterben verurteilt, den Untergang der materialistischen Ära ihrer Wissenschaft überlebten, ohne sich dieses Untergangs bewußt zu werden. Was man aber psychotherapeutischer-seits Psyche nennt – und man betont dort ja auch das Wort Tiefenpsychologie –, das befindet sich sozusagen im Keller. Der Keller kann eng sein wie bei Freud, wo er im wesentlichen verdrängte Sexualia barg, er kann eine Kleinkinder-bewahranstalt sein wie bei Jores, der verquer geratenes Weh und Ach der ersten Lebensjahre eines Kranken für dasjenige an Psyche hält, dem später beim Erwachsenen die Organleiden entsproßen, er kann auch „amplifiziert“ riesengroß sein wie bei Jung, wo es hinab ins kollektive Unbewußte geht und die gesamte Menschheit mit all ihren Göttern, Mythen und Riten den Keller zu bevölkern hat: immer bleibt es ein Keller. Das Geistige hingegen, die Höhe des Menschen, gilt – wiederum mit wenigen Ausnahmen – in der Psycho-

therapie als bloße Befehlsempfangs-Instanz, die von tief drunten her aus der Psyche ihre Reaktionen und Impulse diktiert bekomme.

Das haben einige mit der schulgemäßen Psychotherapie – die bekanntlich drei große Schulen (Freud, Adler, Jung) und einige Hundert kleinere hat – ins Geistgemenge geratene Ärzte erkannt und sich, um zu höheren Wirklichkeiten als denen der Tiefenpsyche zu gelangen, flugs dem Religiösen zugewandt. Nun steht zwar fest, daß ein Arzt ohne Religion über die Qualitäten eines bloßen Genesungs-Ingenieurs kaum hinauskommt, aber ebenso feststeht, daß man das Predigen dem Pfarrer überlassen soll und daß ein Arzt sofort pharisäisch wird, wenn er im konkreten Falle, am Krankenbett, die Beziehung zwischen dem gerade hier vorliegenden Leiden zur Sünde aufzudecken versucht. Ich habe – als ein um die Theologie der Heilkunst seit 25 Jahren Bemühter – oft die hochnotpeinliche Situation erlebt, daß ein Therapie durch Religion verdrängender Arzt Kranken, denen nur ein anständiger Verband angelegt, ein Abszeß gespalten oder die passende Arznei verordnet werden mußte, diese erwartete Hilfeleistung versagte, weil er in solcher Hinsicht aus der Übung gekommen war, und ihnen statt dessen „fromme Sprüche“ verabfolgte in der subjektiven Überzeugung, ihnen damit höchste Heilwerte ins Gemüt zu pflanzen. Das Ergebnis war immer – ohne Ausnahme – eine tiefe Enttäuschung oder, je nach Temperament, ein kräftiger Fluch der Patienten und dann deren dankbares Staunen, wenn hernach ein Allerwelts-Doktor, den sie aufsuchten, ohne alle Bemühung des Numinosen seine unmittelbare Pflicht mit dem zu erwartenden Erfolge tat. Die Theologie und Theosophie des Therapeuten hat sich in dessen eigener Brust und im Umgang mit seinen Arzneien und Methoden abzuspielen – so hat z. B. die Homöopathie eine unverkennbare Beziehung zum Neuen Testament, was ich mehrfach in Büchern und Aufsätzen deutlich zu machen versuchte –, sie mag in bekennender Form nach gelungener Kur auch zum Wort werden, das an den Geheilten gerichtet wird, jedoch sie mit Diagnose und therapeutischer Maßnahme aufdringlich zu verquicken oder gar, was zumeist das Ende vom hier falschen Orts angestimmten Kirchenliede ist, diese beiden zu verdrängen, ist keine Überwindung der „Krise der Medizin“, sondern deren Verschärfung und Verpeinlichung.

Das muß betont werden, weil heute eine Anzahl Ärzte, die die Psychotherapie in Pastoralmedizin umwandeln wollen, mit reger Feder die religiöse Zurechtweisung des Kranken an Stelle seiner sachkundigen Behandlung fordern. Im Zusammenhang mit den Zivilisationsschäden tut das vor allem der Irrenarzt J. Bodamer, der die Diesseitigkeit des modernen Menschen – einen Zug der Massen, den keiner anzweifelt – für einen Befund hält, den nur „ein überdimensionaler ärztlicher Beobachter“ erheben könne und der dann alle möglichen Erkrankungen und Mängel durch besagte religiöse Zurechtweisung zu kurieren empfiehlt. Das preist er – in seinem 1955 erschienenen Buch „Gesundheit und technische Welt“ – als den Weg aus der Krise an. Daß er dabei nicht nur in Allgemeinheiten predigt, sondern sehr konkrete

Befunde meint, geht unter anderm daraus hervor, daß er männliche Impotenz und Geschlechtskälte der Frau beide auf die religiöse Laxheit des Mannes, und des Mannes allein, zurückführt. Wir wollen nicht fragen, welche Erfahrung ihm als Anstalts-Psychiater dabei zur Verfügung steht, sondern lediglich zeigen, wie Zerrbildliches zustande kommt, wenn man der Gegebenheit der Zivilisationsschäden – nachdem man mit dem Ausweichen ins Tiefenpsychische nicht einverstanden ist – durch klinisch verummte Zeltmission beizukommen wähnt.

Betrachten wir hier Wandlung und Wachstum der Gegenwartsmedizin, so müssen wir zunächst erkennen und anerkennen, daß bestimmte Grund-erfordernisse des ärztlichen Könnens keiner Wandlung, lediglich einem Wachstum unterworfen sein werden. Dazu gehört – und das ist wichtiger noch als die klinische Diagnostik, deren kausal zustande kommende Deutungen und Bewertungen sich mit dem Fortschritt der Forschung unaufhörlich ändern – die saubere Beherrschung der Indikationen, also der Fragestellung und Antwortfindung, welche Methode im Falle der jeweils vorliegenden Erkrankung anzuwenden sei, und wie weit sie reiche. Um bei dem oben angeführten Beispiel zu bleiben: wo man einen Abszeß zu spalten hat, hilft keine religiöse Ermahnung, wenn man die Spaltung des Abszesses unterläßt. Keiner grundsätzlichen Wandlung, wiederum nur einem Wachstum wird auch das unterworfen sein, was zum unabdingbaren technischen Können des Arztes gehört. Wer keine intravenöse Injektion verabfolgen kann, ohne mehrfach die Venenwand zu durchstechen oder gar eine Luftembolie zu verursachen, wer Verbände so anlegt, daß der Kreislauf gedrosselt wird, wer – um ein Beispiel aus einem anderen Bereich als dem der manuellen Technik, nämlich aus dem der Technik des Wortgebrauchs heranzuziehen – einem Kranken bei der Untersuchung durch bedenkliches Brummen, erschreckte und erschreckende Ausrufe oder die anschließende Mitteilung mißlicher Eindrücke einen Schock versetzt, der muß entweder in Fortbildungskursen rasch hinzulernen, was er auf der Hochschule und während der klinischen Semester zu lernen unterließ, oder er muß sich auf einem der anerkannt harmlosen Sektoren der Medizin betätigen.

Obwohl in der – recht vernachlässigten – präzisen Indikationskunde und in der ärztlichen Technik (im weitesten Sinne des Wortes) eine grundsätzliche Wandlung nicht zu erwarten und nicht einmal zu erstreben ist, ist sonst gar nicht so viel aus dem Bestande der Gegenwartsmedizin krisenfest, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt. Selbst im mechanischen Bereich findet ein enormer Wandel statt; man denke nur daran, daß bis vor kurzer Zeit die von amerikanischen Heilpraktikern geschaffene Chiropraktik, die kunstgerechte „Zurechtrückung“ von Wirbeln des Rückgrats, als Kurpfuscherei galt und Laienbehandlern überlassen wurde, die man dieserhalb auch noch anprangerte. Als vor etwa 20 Jahren sich in der Schweiz einige Ärzte mit Vorbehalten der Chiropraktik als einer Möglichkeit, therapeutische Erfolge zu ergänzen, zuzuwenden begannen, gab es Proteste der ganzen medizinischen Welt dagegen. Inzwischen ist die Chiropraktik, unter dem Segen namhafter Kapazitäten von

internationalem Rang, geradezu ärztliche Mode geworden, wobei sich, wie immer in solchen Fällen, das Typische abspielt, daß die heutigen ärztlichen Chiropraktoren ihr Wissen und Können bei Heilpraktikern erlernen mußten (anderswo wurde es ja weder gepflegt noch gemeistert), jetzt jedoch durchzudrücken versuchen, daß nur der Arzt chiropraktorisch therapieren dürfe. (Ähnliches spielt sich in der Wasserheilkunde nach Kneipp ab, der – als Meister der von ihm durch bewegtes Wasser gelenkten Blutbewegung seiner Kranken – bekanntlich kein Arzt, sondern katholischer Pfarrer war. Der maßgebliche Sprecher der vereinigten Kneipp-Ärzte, Dr. Chr. Fey, betont seit Jahr und Tag, nie dürfe, ja könne ein Nichtarzt nach Kneipp behandeln.) Blicken wir vom Skelett zu den inneren Organen hin oder gar ins Psychische, so bleibt kaum ein Stein auf dem andern im Gebäude der Medizin, wie es uns durch die Gründerjahre errichtet wurde. Ich meine nicht einmal die Tatsache, daß es – wie zu allen Zeiten der Medizingeschichte – verschiedene Schulen, Sekten und Lehrmeinungen gibt, die sich theoretisch und am Krankenbett so entgegengesetzt wie nur irgend vorstellbar verhalten, ich meine vielmehr die Tatsache, daß die einst klassischen Vorstellungen von Herzaktion und Blutkreislauf, von Hirnfunktionen und Nervensystem und vieles andere, die noch immer auf den Schulen gelehrt werden, aus den Hochschulen bereits verbannt worden sind, weil man sich davon überzeigte, daß sie nicht zutreffen. Die Leitwerklehre von Walter Scheidt hat die alte, prüfbar falsche Lehre beseitigt, das Nervensystem funktioniere etwa wie ein Gespinnst von Drähten, durch die Reize „wandern“, und hat sie durch etwas Dynamisches, nicht („drahtmäßig“) Festgelegtes, sondern immer neu Entstehendes und sich Wandelndes im Hinblick auf die Vorgänge ersetzt, die wir mit dem Nervensystem in Verbindung zu bringen gewöhnt sind. Die durch genauere Erforschung der Strombahndingungen des Blutkreislaufs zustande gekommene „Relationspathologie“ von Gustav Ricker – die ohnehin bereits mit der zuvor längst erfolgten Entthronung des Herzens als des angeblichen Motors, der das Blut durch Adern und Haargefäße pumpt, als mit einer neueren Erkenntnis rechnete –, führte nicht nur zu absolut neuen Deutungen des Kreislaufgeschehens in seinen wichtigen Grenzbereichen, sondern zu einer ebenso neuen Krankheitslehre. Es ließe sich solches fortsetzen bis zu dem Problem der „Therapia magna sterilisans“ hin, also des Glaubens, man könne einen Kranken durch antibiotische Vernichtung der in ihm wirksamen Mikro-Erreger gesundsterilisieren, etwa wie man Milch pasteurisiert. Ohne daß ich hier auf die Grundfrage eingehen kann, ob denn überhaupt Befall durch Erreger gleich Erkrankung und Vernichtung der Erreger gleich Gesundung zu setzen sei – die von vielen bedeutenden Ärzten seit hundert Jahren, und heute immer vernehmlicher, mit einem deutlichen Nein beantwortet wird –, zeigt allein schon die wachsende Literatur über die Schäden der antibiotischen Maßnahmen, über die sich bei ihrer Anwendung ergebende Rückfallgefahr und zeigt vor allem deren rasches Ersetztwerden durch immer neue Präparate, die die alten verdrängen, weil die nichts Rechtes mehr leisten, wie schnell sich auch diese Richtung der neueren Medizin totläuft; abgesehen davon, daß

mit guten Gründen von verschiedenen Forschern dafür plädiert wird, die Antibiotica wirkten primär gar nicht direkt durch Erregerschwächung, sondern indirekt als Reize auf den Organismus, auf die hin er sich zur Wehr setzt. Da sie aber auch die Mikrolebewesen verändern, die in unserem Organismus leben – einige (vielleicht) als Krankheitserreger, die meisten aber als notwendige Symbionten –, zerstören antibiotische Maßnahmen unsere Darm- und Mundflora, so daß genau parallel zur Entwicklung der Sulfonamide, die den antibiotischen Mitteln mit ähnlichem erregertötendem Effekt vorangingen, und der Antibiotica eine Entwicklung der Behandlung kranker Menschen von der Darmflora her Mode wurde. „Dysbakterie“, ungute Zusammensetzung der für unsere Verdauung und damit für unser Wohlbefinden wichtigen Darmbakterien, ist eine heute weithin übliche Diagnose, zahlreiche Präparate, von der das Milieu im Darm günstig verändernden Zuckerart Beta-Laktose bis zu lebenden Coli-Bazillen, die man in Tropfen oder Kapseln schlucken muß, „florieren“ zur Zeit. Denkt man überdies daran, daß wir ja unter Umständen sogar in der Milch Antibiotica trinken, ohne es zu wissen, so sind wir wiederum bei den Zivilisationsschäden.

Die große Frage, die sich die Gegenwartsmedizin in Theorie und Praxis zu stellen und zu beantworten hat, heißt nun aber nicht, ob man diese oder jene oder meinetwegen auch sämtliche Lehren der Neuzeit und die sich daraus ergebenden Behandlungsmethoden im Sinne einer fortschreitenden Naturwissenschaft zu revidieren habe, um sie durch qualitativ auf derselben Ebene geschehendes Neues zu ersetzen, sondern ob man therapeutisch über diese Ebene hinauskönnne. Denn das wird man müssen, eben weil der Mensch unserer Zeit vom Bios her durch Zivilisationsschäden so pausenlos zermürbt wird, daß es wenig Sinn hat, ihn vom Bios her zu heilen, wenn er den geheilten Bios wiederum ins Maschinengewehrfeuer der abermals Krankheit erwirkenden, unausweichlichen Schadeinwirkungen schicken muß.

Unverkennbar ist das von Jahr zu Jahr zunehmende Interesse der Ärzteschaft, besonders der jüngeren Ärzte, an Therapiemethoden, die anderswo ansetzen als im physischen Leibe des Erkrankten, die sich vielmehr – zugegeben oder nicht – an das in ihm wenden, was den Bios von einer höheren Integrationsstufe her formt, führt, regeneriert und feilt. Ob nun die ostasiatische Akupunktur heute allein in Deutschland Hunderte praktizierender Ärzte zu Anhängern hat, ob die (ich betone: ärztliche) Therapie mit Joga-Methoden, mit erneuertem Mesmerismus oder mit geistiger Heilung immer mehr um sich greift und in eigenen medizinischen Fachzeitschriften – etwa der auch für Laien hochinteressanten „Erfahrungsheilkunde“, die sich im Untertitel „Zeitschrift für diagnostische und therapeutische Sondermethoden“ nennt – seriös gepflegt wird, allenthalben wird deutlich, daß man sich stärker der Behandlung jener höheren Integrationsstufen des Menschen zuwendet, die nicht mehr Fleisch und Blut sind, aber Fleisch und Blut regieren und deren Schädigungen von einer anderen Ebene als der her, auf der die Zivilisationsmißlichkeiten uns zermürben und vergiften, sowohl verhindern als auch aus-

gleichen und heilen können. Die Akupunktur zum Beispiel ist nicht etwa, weil sie durch Nadelstiche neurale Feinreize setzt und auf solche Weise innere Krankheiten zu heilen vermag, eine Spielart der Neuralmedizin, was man freilich oft behauptet; vielmehr setzt sie ein medizinisches Weltbild von hoher Geistigkeit voraus, wie es uns einerseits der I-Ging, das alte chinesische „Buch der Wandlung“, in Grundzügen vermittelt, andererseits mit speziellem Hinblick auf Therapeutisches die fernöstliche Medizinphilosophie. Der Benediktinermönch Dr. Cyrill von Krasinski veröffentlichte 1953 ein umfangreiches Werk „Tibetische Medizinphilosophie“, dessen Studium und geistige Erfassung Jahre erfordert; noch vor relativ kurzer Zeit wäre ein solches Buch ein Spezialwerk für Ethnologen gewesen, nunmehr jedoch greifen praktizierende Ärzte danach und machen sich seinen Inhalt zu eigen, um erfolgreicher therapieren zu können. Krasinskis Lehrer, der tibetanische Arzt W. N. Badmajeff, ist selbst ein erfolgreicher Therapeut in Polen und ein Neffe des Arztes P. A. Badmajeff, der seinen Namen Padma (Lotos) dem Russischen anglich, unter drei Zaren ein hochberühmter und vielkonsultierter Arzt in Moskau war und 1923 im Alter von 112 Jahren starb. Wer die hohe Geistigkeit der östlichen Medizin auf sich wirken läßt und zugleich erlebt, wie konkret praktisch ihre Resultate sind, der wird auch ein so einfach anmutendes Verfahren wie die Akupunktur nicht mehr als Neuraltherapie mißverstehen, sondern es als eine angewandte Mikrokosmos/Makrokosmos-Entsprechungskunde begreifen, für deren Maßnahmen nicht nur das „gewußt wo“ und „gewußt wie“, sondern auch das „gewußt wann“ entscheidend wichtig sind.

Dabei gerät – eben weil es sich um ein Verhindern der Zivilisationsschäden mit handelt – die vorsorgliche Medizin in den Vordergrund. Wir wissen, in welchem Ausmaße die Wetterfähigkeit und Wetterempfindlichkeit während der letzten 30 Jahre zugenommen hat. Vordem gab es kaum Literatur über dieses Thema, lediglich bioklimatische Veröffentlichungen für den Zweck der Badeärzte oder das bahnbrechende Buch „Geopsyche“ von Willy Hellpach, dessen 5. Auflage 1939 erschien, sich aber wesentlich auf die bloße Beschreibung der Einflüsse von Wetter, Klima, Boden und Landschaft – und auch das nur unter psychologischem Aspekt – beschränkte. In Frankreich war das 1936 auch deutsch publizierte Buch „Der Mensch und das Klima“ von André Missenard erschienen, dem – deutsch 1949 herausgebracht – 1940 sein Buch „Klima und Lebensrhythmus“ folgte. Therapeutisch ließ sich auch damit nicht gar zuviel anfangen. Im Jahre 1946 kamen dann jedoch die beiden Riesenbände „Bioklimatik“ des deutschamerikanischen, zu früh verstorbenen Arztes Manfred Curry heraus, die das Schwergewicht auf therapeutische Maßnahmen im Zusammenhang mit Wetterwirkungen legten: es ist bezeichnend, daß Curry im weiteren Verfolg seiner Forschung, für die er ein optimal ausgerüstetes Institut in Riederau am Ammersee zur Verfügung hatte, zur Wünschelrute griff, sodann die den menschlichen Organismus mehr oder minder weit umgebende „Aura“ exakt nachweisen, diagnostisch beurteilen und therapeutisch beeinflussen lernte und endlich bei den Hochpotenzen der

Homöopathie anlangte, bei jenen maximal entstofflichten, nur noch „Richtkräfte“ bergenden Arzneien, mit denen Samuel Hahnemann auf der Höhe seiner Reife und im Alter – als Begründer und ärztlicher Souverän der Homöopathie – seine besten Erfolge hatte. Lange schon sind sich diejenigen seiner ärztlichen Schüler, die wirkliche Homöopathie betreiben und nicht eine Anwendung chemisch-grobstofflich-faßbarer Mittel aus dem homöopathischen Arzneischatz unter unhomöopathischen Verordnungsgesichtspunkten (welche Richtung nur in Deutschland zum Zuge kam und sich „naturwissenschaftlich-kritisch“ nannte, bis ihr im Jahre 1955 endlich das einst homöopathisch gemeinte Robert-Bosch-Krankenhaus in Stuttgart erlag und nun mit Recht wieder schulmedizinische Klinik wurde), über das Wirken der richtig gezielten Hochpotenzen in einer anderen Instanz des Menschenwesens als in jenem physischen Leibe klar, der, nachdem er Leichnam wurde, noch immer die erste Vorstellung vom Menschen für den Medizinstudenten abzugeben hat, dessen Studium bekanntlich mit Leichenzerlegung zwecks Menschenkenntnis beginnt.

Ähnlich wie – allein schon vom Wetter her – Bioklimatologen zur Erkenntnis der Aura und zum Arbeiten mit homöopathischen Hochpotenzen gelangten, ist man jetzt auch dabei, die berühmten „Frühstadien“ bösartiger Erkrankungen nicht mehr diagnostisch im materiellen Substrat des Leibes zu erfassen. Gerade beim Krebs hieß es stets, es sei ratsam, sich immer neu untersuchen zu lassen, damit „Frühfälle“ sofort operiert werden können. Mit Ausnahme ganz weniger, direkt oder indirekt überblickbarer Organe pflegen jedoch „Frühfälle“ gar nicht wahrgenommen zu werden – man denke auch an bösartige Geschwülste im Knochenmark usw. –, überdies ist die Operation, auch wenn sie frühzeitig stattfindet, keineswegs eine Gewähr für Heilung und eine Verhinderung neuer Geschwulstbildung.

Ganz anders sieht es aus, wenn durch diagnostische Methoden, die die Formkräfte des Organismus sichtbar machen, Krebs- (und andere!) Erkrankungen bereits wahrnehmbar werden, bevor sie sich überhaupt schon im Leiblichen auswirken. Dann kann man therapeutisch eingreifen und etwas Entstehendes abfangen, das gar nicht erst bis zu seiner Auswirkung in die Zellen des Organismus hinein zu gelangen braucht. Es ist klar, daß – wenn solche Verfahren einer Diagnostik aus der Kontrolle der meta-leiblichen Formkräfte und ihrer Abirrungen vorliegen – einer besonders üblen Gaunerei eine Chance geboten wird: ein Diagnostiker kann dann seine Patienten mit der Ankündigung schrecklichster Erkrankungen zunächst verängstigen, ohne daß etwas vorzuliegen braucht (denn im und am Leibe ist ja noch nichts wahrnehm- und kontrollierbar), kann sie dann eine Weile womit auch immer behandeln und sich hernach als ihr angeblicher Lebensretter rühmen und hoch honorieren lassen. Daher ist es wichtig, daß solche diagnostischen Verfahren in ihren Ergebnissen exakt fixiert und von Kennern derartiger Diagnostik auf ihre Berechtigung hin kontrolliert werden können. Der bereits genannte Manfred Curry entwickelte mit seinem Mitarbeiter Rülcke eine Methode, um die Steigbilder, die Patientenblut in Fließpapier hervorruft, diagnostisch auszu-

werten: beim Gesunden steigt das Blut mit anderen Formzeichnungen im Fließpapier empor als etwa beim Tuberkulösen oder beim Krebskranken. Nachdem das einmal durch zahlreiche Steigbilder mittels Blut von Kranken, deren Diagnose feststand, gesichert war, zeigte sich, daß die für bestimmte Krankheiten charakteristischen Steigbilder sich auch darstellen, ehe die Krankheit klinisch zum Ausbruch kommt (daß nahezu jeder Erkrankung eine mehr oder minder lange „praemorbid Phase“ ohne Befund vorausgeht, weiß man längst). In ähnlicher Weise haben anthroposophische Ärzte auf Grund von Versuchen, die schon Albertus Magnus, Friedrich Christoph Oetinger und August Strindberg anstellten und deren Prinzipielles Rudolf Steiner dann übernahm und in abgewandelter Form an seine ärztlichen Schüler weitergab, Kristallisationsbilder (des Kupferchlorids) benützt, die sich ebenfalls bei Zusatz von Blut Gesunder und Kranker typisch ändern und eine Frühdiagnose gerade der gefürchtetsten Leiden ermöglichen: auch daraus kann sich eine Therapie entwickeln, die das Entstehen dieser Leiden im Leibe verhindert. Die Iris-Diagnostik, die der ungarische Arzt Ignaz von Péczely entdeckte und zuerst 1881 publizierte, der dann der deutsche Arzt Emil Schlegel ein erstes Buch widmete und die bis vor kurzem für eine Methode der Laienbehandlung galt – die sie auch weithin und oft mit großem Erfolg war –, ist insbesondere durch das 1953 erschienene, aus Volhards Klinik in Karlsruhe hervorgegangene, von Oberarzt Franz Vida und Josef Deck verfaßte, mit farbigen Fotos bebilderte Werk, das die positiven Ergebnisse ihrer Überprüfung umfangreich darlegt, in Ärztekreisen weithin zur Anerkennung gelangt. Daß gegnerische Überprüfungen der Iris-Diagnostik durch Ärzte, die die sehr schwierige Methode bei einem Könnner in jahrelanger Arbeit zu lernen unterließen, sondern statt dessen recht rasch ans Werk der „Widerlegung“ gingen, nichts zu bedeuten haben, leuchtet ein. Ich habe den Streit um die Iris-Diagnostik, der nach der Arbeit von Vida und Deck durch das Gegenbuch Kiblers und seines Mitarbeiters Sterzing in der ärztlichen Fachpresse entbrannte, besonders gründlich verfolgt und muß gestehen, daß ich bei aller Polemik, die im medizinischen Fachschrifttum üblich ist, noch nie eine sachlich so vernichtende, von besten Autoren und Forschern Punkt um Punkt durchgeführte Erledigung eines Buches erlebt habe wie die der gegen Vida und Deck vorgeschickten Kämpfen. Auf die Iris-Diagnostik soll hier eingegangen werden, weil sie nicht – wie man es meist meint und auch handhabt – ihren Wert in der Erkenntnis von pathologischen Befunden hat, die man auch anderweitig, durch die übliche klinische Diagnostik ermitteln könnte, sondern weil sie darüber hinaus die Anlagen, das Beginnende erkennen läßt und eine vorsorgliche Therapie möglich macht. Die Steigbilder Currys, die anthroposophischen Kupferchlorid-Kristalle und die Iris des Auges sprechen zum Diagnostiker nicht vom Betasten, Beklopfen, Durchleuchten bestimmter kranker Organe oder von chemischen Reaktionen der Körperflüssigkeiten oder mikroskopischer Untersuchung des Blutes, des Auswurfs oder probeweise herausgeschnittener Körpergewebe her, sondern durch Bilder, in denen sich die organismische Ganzheit zum Ausdruck bringt. Diese Ganzheit –

die das Wirken der Entelechie und dessen, was sie gerade stört, in ihrer den Leib und seine Funktionen formenden und steuernden Macht ist – gehört aber nicht mehr dem Bios an, sondern stellt einen durchaus realen, durchaus konkreten metabiologischen Faktor dar, dessen Wirklichkeit zuerst Hans Driesch um die Jahrhundertwende durch seinen berühmten Versuch mit Seeigel-Eiern, die er während ihrer Entwicklung in zwei Teile schnürte, nachweisen konnte. Der Frage, warum sich sein Nachweis, warum sich auch Methoden wie die Hochpotenz-Homöopathie oder die oben geschilderten diagnostischen Wege nicht allgemein durchsetzen, wollen wir nicht gründlich nachgehen. Nur so viel sei gesagt: Zunächst setzt sich all das und viel ihm Verwandtes ja tatsächlich in der Medizin unserer Zeit mehr und mehr durch. Es dringt nur nicht in die Presse und in die Illustrierten, weil es sich um sehr diffizile Gedanken und Praktiken handelt, welche sich für die alle Feinheiten vergrößernde Sensationsberichterstattung nicht eignen, der Schreie wie „Die Kinderlähmung besiegt!“ oder „Fiasko des neuen Impfstoffes gegen Kinderlähmung!“ weit wesensgemäßer sind. Sodann pflegen – das sei ohne Bosheit, rein von der Beobachtung her gesagt – die meisten Akademiker jenseits ihres Staatsexamens nichts wesentlich Neues mehr hinzuzulernen, verwechseln aber gern ihr Beharren auf den Lehrmeinungen ihrer Studienjahre mit dem gesicherten Wissen der Zeit, jenseits dessen es in ihrem Fach nur noch „Phantasterei“ gebe; die ärztliche Fortbildung bezieht sich, wenn sie überhaupt mitgemacht wird, zumeist nur auf Perfektion des prinzipiell Vertrauten, nicht aber auf Umschaltung zu wesenhaft Neuem. Drittens sind gerade die Ärzte – und speziell in ihren Prominenzen und Standesvertretungen – so nachhaltig berauscht von der großen Ära Virchow/Koch/Behring/Ehrlich und dem, was sich fortschreitend daraus ergab, daß das Festhalten an der Naturwissenschaftlichkeit der Medizin (im Verstande des letzten Drittels des 19. Jahrhunderts) buchstäblich einem patriotischen Gefühl gleichkommt, das in Abwehrraffekte gerät, wenn Fremdlinge eindringen. Viertens und wichtigstens aber erfordert die Wandlung der Medizin im oben skizzierten Sinne und ihr Wachstum bis zu metabiologischen Realitäten und meisterbaren Maßnahmen eine bestimmte Grundbegabung, die man hat oder nicht hat: statt des kausalen Denkens muß das Denken in Analogien, statt des Betrachtens isolierter Details muß das Schauen von Ganzheiten, statt des Beharrems beim Zoon Mensch muß das wesentlich eben gerade *nicht* „zoologische“ Geschöpf Homo sapiens mit all seinen höheren Integrationsstufen anthropologisch erarbeitet und therapeutisch angegangen werden, es sind also gerade diejenigen Qualitäten notwendig, die noch vor 30 oder 50 Jahren einen jungen Menschen, wenn er sie hatte, für das Medizinstudium ungeeignet erscheinen ließen. Es ist unleugbar, daß heute zumeist ein anderer Typ Mensch Arzt wird als in den mikroskopierenden Jahrzehnten – und so finden denn auch die Älteren, die, immer noch als Ausnahmen, über ein Organ für Metabiologisches verfügen, mit tieferer Wirkung Gehör als ehemals, wo man sie ins Lager der Phantasten, Sektierer und wirren Apostel abdrängte. Die Entwicklungstendenz der Gegenwartsmedizin, die ich hier in einigen

ihrer Züge deutlich zu machen versuchte, muß nicht – im kausalen Sinne – eine Folge der Tatsache sein, daß wir alle den Zivilisationsschäden nicht mehr enttrinnen können und daß es deshalb notwendig ist, nach einer Hygiene und Therapie zu suchen, die uns von anderswoher gegen diese Schäden wappnet, als bloß vom Leibe her, der ihnen ja preisgegeben ist. Weit näher liegt es, wenn man trotz aller apokalyptischen Schwelgereien und kulturpessimistischen Literatur-Orgien an einen sinnvollen Verlauf der Weltgeschichte glaubt, das Sichwandeln der jüngeren Mediziner und das Wachstum der Medizin selbst nach oben statt nur in die Breite als ein mutatives Spontanphänomen zu werten, weil, wo Gefahr ist, das Rettende auch wächst.

Nicht nur die Krebsangst kann allmählich – eben wegen jener frühdiagnostischen und frühtherapeutischen Möglichkeiten, die zweifellos ausgebaut und populär zu werden unterwegs sind – aus dem Bewußtsein der Massen schwinden, nicht nur eine die Meta-Faktoren einbeziehende Heilkunst wird dem, was uns schädigt, wirksamer begegnen können als unsere übliche, gegen die Zivilisationsschäden praktisch hilflose Hochschulmedizin, sondern es wird im Zuge solcher Entwicklung unvermeidlich sein, daß der Patient – der dann auch Vorsorge-„Patient“ ist – selbst teilnimmt am Geistigeren des Behandlungsvorgangs. Das scheint mir der hoffnungsfroheste Aspekt zu sein, denn wir sind heute allzuoft an den Krisenpunkten, wo die sich als modern verkennende Medizin von gestern nicht mehr weiterkommt, statt ins Geistige ins Psychische geraten, in den Keller, den wir verantwortlich machen für alles, was uns an Leib, Seele und Geist fehlschlägt. In den USA hat die Psychotherapie-Seuche bereits so um sich gegriffen, daß fast jeder Erwachsene seine Neurose nicht nur hat, sondern im Knopfloch und zum Analytiker trägt. Der trübe Witz von dem New Yorker Bettler, neben dessen münzenheischem Hut auf dem Straßenpflaster nicht ein Schild mit den früher üblichen Aufschriften „Blind“, „Schwerkriegsbeschädigt“ o. dgl. steht, sondern eines mit dem Text „Psychisch ungenügend adaptiert“, dürfte bald eine traurige Wahrheit sein, wenn die Entwicklung so weiterläuft. Aber sie tut es nicht.

„Nur die Höhe des Menschen ist der Mensch“, lehrte Paracelsus. Aus dem unentrinnbaren Gekränktwerden des Leibes durch Zivilisationsschäden, aus dem Abweg in die Dschungel des Panpsychismus führt nur ein Weg, der wiederum das Höhere anstrebt: eine Heilkunde, die durch Einbeziehung metabiologischer Potenzen Schrittmacherin einer Vergeistigung wird, so daß vielleicht am Ende dieses Weges die geistige Heilung aufs neue legitim werden mag, von der die Religionen berichten und von der noch Immanuel Kant sehr viel hielt.

GÜNTER GRASS / DIE GRIPPE

Ein Spiel in einem Akt

Die Personen:

Bollin . . . ein junger Mann
Sophie . . . ein junges Mädchen
Frau Domke . . . Sophies Mutter

*

Im Krankenzimmer: Sophie liegt zu Bett. Ein Schal schützt ihren Hals, sie trägt eine Brille, liest, kitzelt in einer Zeitung. Neben dem Bett steht ein Nachttischchen mit Medikamenten und ein Stuhl. Unter dem Bett liegt Bollin in gespannter Haltung.

Sophie: Vierunddreißig waagerecht fünf Buchstaben: Niederschlag. – Hm, Regen wahrscheinlich oder Hagel. Neununddreißig: Holländische Käsegegend, – sieben Buchstaben? – Limburg, stimmt. L-im-be-u-rg. Und jetzt senkrecht. Aufbewahrungsort für kriminelle Elemente. Nr. 12, neun Buchstaben. (Bollin springt geschickt unter dem Bett hervor und postiert sich drohend. Sophie nimmt die Brille ab und betrachtet ihn ruhig und aufmerksam.)

Bollin: Was, das ging fix. Mal schnell umsehen. Schrank gibt's nicht, Vorhang auch nicht, Fußboden normal, Lichtschalter, Doppelstecker, einfaches Fenster, Läden geschlossen, sechziger Birne. – Ist sonst wer hier? (Sophie setzt die Brille auf.)

Sophie: Jetzt hab ich es, neun Buchstaben: Zet, u, ch, te, haus.

Bollin: Hör zu Mädchen, ich habe gefragt, ob wer hier ist.

Sophie: Sie dürfen nicht so nahe an mein Bett kommen. Außerdem sagt man guten Abend. (Sie nimmt die Brille wieder ab.)

Bollin: Schön, also guten Abend und nun will ich ganz fix wissen, wer hier sonst noch gemeldet ist, in dem Laden. Bruder oder Tante.

Sophie: Mein Bruder hat Dienst.

Bollin: Wann kommt er zurück?

Sophie: Also wenn Sie nicht wenigstens drei Schritte zurücktreten, antworte ich nicht mehr. Sie sind sehr leichtsinnig.

Bollin: Quatsch. Ich will wissen, wann der Bruder hier aufkreuzt.

Sophie: Ich bitt' Sie. Wenigstens hinter den Stuhl. (Bollin tritt zurück.)

Bollin: Wird's bald?

Sophie: Wann mein Bruder kommt? Was haben wir heute? Mittwoch?

Bollin: Gestern war Dienstag.

Sophie: So wird er wahrscheinlich gar nicht kommen. Da muß er hinterher noch immer aufs Revier und Berichte schreiben.

Bollin: Revier, Revier? Ich hör' immer so'n Wort, das wie Revier klingt. Ist er Förster?

- Sophie:* (Sie lacht.) Addi soll Förster sein. Dabei kann er gewiß kein Wildschwein von einem Fliegenpilz unterscheiden. Bei der Polizei ist er. (Bollin zuckt zusammen.)
- Bollin:* Verdammt. – Kripo?
- Sophie:* Ach was. Sie haben ihn bestimmt schon gesehen. Er steht immer auf der Kreuzung Wollweberstraße – Magdeburger. Da müssen Sie mal zugucken, wenn Sie Zeit haben. Da klappt es immer. Keine Stockungen oder gar Unfälle.
- Bollin:* (Er lacht verlegen.) Da hat er also sozusagen nur mit dem Verkehr zu tun.
- Sophie:* Nur?
- Bollin:* (Er reißt sich zusammen.) Ja, nur. Und jetzt wollen wir mal. Wie alt bist du denn mein Engel? Vierzehn, vierzehn ein halb oder?
- Sophie:* Sie kommen schon wieder näher. Hier, da liegt meine Wanderkarte, wenn Sie nicht glauben wollen, fast sechzehn bin ich.
- Bollin:* Hm, so grad an der Grenze. (Er reißt ihre Bettdecke zurück.)
- Sophie:* Ich friere.
- Bollin:* Sechzehn, Schlafanzug, aha, was ist das? (Er zeigt einen Stoffhund.)
- Sophie:* Ich friere, bitte. (Er läßt die Decke fallen.)
- Bollin:* Ein Stoffhund, so so. Warm, bettwarm. Hast du den immer unter der Decke?
- Sophie:* Das ist Pinkie. Der heißt so, weil er ganz rosa ist. Bitte geben Sie ihn mir wieder.
- Bollin:* (Er stellt Pinkie auf den Nachttisch.) Hm, Pinkie, Schlafanzug, fast sechzehn.
- Sophie:* Hoffentlich haben Sie sich nicht angesteckt. Sie stehen immer noch viel zu dicht dran. (Bollin lacht laut, dann leise.)
- Bollin:* Vorsichtig, vorsichtig. Anstecken ist gut. Bollin soll krank werden.
- Sophie:* Wie war der Name? Bollin?
- Bollin:* Genau. Und den will die Göre krank machen. Noch nie gehört, gelesen Bollin? – Zieh den Schlafanzug aus. Na wird's bald?
- Sophie:* Aber das geht nicht. Heute mittag hatte ich noch 38,9.
- Bollin:* Mädchen, die Plünnen 'runter, ich spaße nicht oder ganz selten.
- Sophie:* Nein.
- Bollin:* Was, du wagst zu widersprechen?
- Sophie:* Seien Sie mir nicht böse. Heut früh war der Doktor noch da und hat gesagt . . .
- Bollin:* Das ist mir gleich, was der quasselt. Los jetzt, dalli dalli, will auch mal ein bißchen Klein Pinkie sein.
- Sophie:* Aber der Doktor . . .
- Bollin:* Vollkommen gleichgültig.

Sophie: Aber mir nicht. Sie können sich nicht vorstellen, wieviel ich schon in der Schule versäumt habe. Und es sind nur noch fünf Wochen bis Ostern. – Würden Sie mir das Glas reichen? –

Bollin: Stimmt nicht. Noch sechs Wochen genau.

Sophie: Gewiß, bis zum Fest, aber die Zeugnisse bekommen wir eine Woche vorher. Zwar bringt meine Freundin mir immer die Aufgaben.

Bollin: Wie alt?

Sophie: Ella? Ein halbes Jahr jünger als ich, doch sieht sie viel älter aus.

Bollin: Hm. – Wann kommt das Mädchen, die Ella, so heißt sie doch?

Sophie: Jeden Nachmittag. Doch dürfen die Aufgaben nur in den Briefkasten geworfen werden. Ihre Mutter hat Angst.

Bollin: Unsinn, 'reinkommen soll sie. Wovor denn Angst?

Sophie: Fragen sind das! Weil ich die Grippe habe, jawohl. Wann wird Ihnen das klarwerden. – Reichen Sie mir nun das Glas?

Bollin: Was ist das für'n Zeugs? (Er reicht ihr das Glas.)

Sophie: Zitronenwasser. (Sie trinkt.) Danke Herr ... wie war doch gleich Ihr Name?

Bollin: Bollin. (Er setzt sich erschöpft auf den Stuhl.)

Sophie: Richtig. Also nochmals, vielen Dank. (Sie trinkt abermals.) Ich würde Ihnen ja gerne etwas abgeben, aber leider... (Sie setzt wieder die Brille auf und liest.)

Bollin: Macht nichts, Fräulein, bin sowieso kein Safttrinker. – Sechzehn Jahre. – Wer weiß, ob das stimmt mit der Grippe.

Sophie: Sie können ja wiederkommen und den Doktor fragen. – Nebenfluß der Weser. Fünf Buchstaben, e ist der letzte.

Bollin: Keine Ahnung. Noch nie in der Gegend gewesen. – Das ist wohl sehr ansteckend, Grippe?

Sophie: Und wie! Bazillen spaßen nicht. Aber der Herr wollte ja nicht hören. Es würde mich kaum überraschen, wenn ich Sie infiziert habe. – Oder hier. Siebenunddreißig senkrecht, da hab ich noch gar nichts. Acht Buchstaben, katholischer Orden?

Bollin: Wieviel?

Sophie: Acht.

Bollin: (Er zählt an den Fingern.) Monstranz, das geht.

Sophie: Unsinn, das ist doch kein Orden. Sie sind wohl nicht katholisch?

Bollin: (Er greift nach dem Stoffhund.) Doch, doch. Ist bloß schon lange her. – Komischer Hund ist das. – Und immer unter der Decke. (Er springt auf.) Kommt er noch mal heute?

Sophie: Nicht so nah. Wer soll noch mal?

Bollin: Der Doktor, verdammt.

Sophie: Sie reden recht ungehörig.

Bollin: Ob er kommt, will ich wissen.

Sophie: Wie Sie sich das vorstellen! Meinen Sie, ich bin die einzige? Man spricht von einer wahren Epidemie in der Stadt.

- Bollin:* Hab ich nix von gehört. – Na ja, wenn es so ist. – Also dann kommt er nicht? Und es ist wirklich so ansteckend, daß man . . .
- Sophie:* Sie sind wie mein kleiner Bruder. Immerzu muß er Fragen stellen.
- Bollin:* Kein Wunder, wenn man bei der Polizei ist.
- Sophie:* Den mein' ich ja gar nicht. Mein kleiner Bruder.
- Bollin:* Was, noch einer?
- Sophie:* Drei Jahre wird er nächsten Sonntag, aber alles muß er wissen. Mam, warum läuft der Mann? Wovon leben die Autos? (Sie nimmt die Brille ab.) Stellen Sie sich vor. Neulich wollte er wissen, ob Räuber auch krank werden können. Ist das nicht komisch? (Sie kichert.)
- Bollin:* Still. (Er springt auf und lauscht zur Tür hin.) Da klappert doch was?
- Sophie:* Nein, nein. Ich bin ja so ängstlich. Wo denn, wo?
- Bollin:* Vor der Tür verflucht, da ist doch wer.
- Sophie:* Ach so, jetzt hör' ich es auch. Herrje, bekam ich einen Schreck. Das ist Mama, sie war einkaufen.
- Bollin:* Was. Na nu wird's riskiert. (Er zieht einen Revolver und mustert gespannt die Tür.)
- Sophie:* (Lachend) Sie sind wirklich drollig. Die tut Ihnen doch nichts. Vor Mamsli braucht man ganz gewiß keine Angst haben. – Mama, Mama, komm doch bitte.
- Bollin:* Verflixte Göre. Ist mir höchst peinlich. Wird mir noch Schere-reien machen.
- Frau Domke:* (Aus der Kulissee) Sofort, Kindchen, ich komme ja schon.
- Sophie:* Und bring mir das neue Rätselheft mit.
- Frau Domke:* Hast du das alte denn schon fertig?
- Sophie:* Ist mir zu leicht, Mama. Richtig langweilig. In einer halben Stunde bin ich durch. Ohne Atlas. – Nun komm doch.
- Frau Domke:* (Sie blickt durch einen Türspalt und mustert Bollin freundlich.) Was ist denn, Sophie? – (Sie spricht nach hinten.) Nein, nein du darfst nicht. Auch nicht gucken. (Sie schließt die Tür.) Diese Kinder. Nun?
- Sophie:* (Kichernd) Der Mann hat Angst.
- Frau Domke:* Guten Abend.
- Bollin:* Abend. (Er legt den Revolver verlegen auf den Nachttisch.)
- Frau Domke:* Meine Tochter sagt, daß Sie sich fürchten. Warum denn?
- Sophie:* Ich glaube vor dir.
- Frau Domke:* Wie?
- Sophie:* Stellt euch das vor, vor Mamsli hat er Angst.
- Frau Domke:* Im Ernst, junger Mann? Vor der Frau Domke fürchten Sie sich?
- Bollin:* Hermann, mein Name.
- Frau Domke:* Angenehm.
- Sophie:* Ich denke, Sie heißen Bollin oder so ähnlich?

- Bollin:* Ja, ganz richtig. Hermann mit Vornamen.
- Frau Domke:* Aber wo waren Sie denn vorhin? Vor einer halben Stunde etwa, bevor ich einkaufen ging?
- Bollin:* Vorhin? Ach so, vorhin. Tja, wo war ich denn da nur? Schwer zu sagen, gute Frau. Kann man kaum erklären so schnell.
- Sophie:* Umstände macht er. – Unter dem Bett, mucksmäuschenstill, und ich hab nichts gemerkt.
- Frau Domke:* Du meine Güte, die ganze Zeit, ohne sich zu rühren.
- Sophie:* Manchmal hörte ich was, aber dachte mir, was kann das schon sein.
- Frau Domke:* Natürlich. Wer denkt denn auch gleich so etwas. Geschieht Ihnen nur recht, wenn Sie jetzt ein bißchen Angst haben. Sie sind sehr leichtsinnig. Hoffentlich haben Sie sich nicht angesteckt. Das Kind hat eine schwere Grippe. Zwar sagt der Doktor, es sei schon im Abklingen, aber trotzdem. – Ich darf das nicht so laut sagen. (Sie zieht Bollin vom Bett weg und spricht leise mit ihm.) Man spricht in der Stadt davon, daß die Schulen geschlossen werden, auch sollen mehrere ernsthafte Fälle bekannt sein. Schrecklich, nicht wahr? – (Laut) Doch was seh' ich: Sie stehen. Wie unhöflich man ist, wenn einem das Kind krank wird. Warten Sie, ich hole noch.
- Bollin:* Nun bloß keine Umstände machen. Geh' ja gleich wieder. Hab Ihnen sicher schon Scherereien genug gemacht.
- Frau Domke:* Aber gewiß nicht, ich bitt' Sie, es sind ja Stühle genug da. (Sie geht ab.)
- Sophie:* Und bring das Heft mit, Mamsli. Ich möchte die Lösungen vergleichen. – Wie gefällt Ihnen Mama? Redet ein bißchen viel, die Gute.
- Bollin:* Wird sie dichthalten? Angenommen, wird sie mit Ihrem Herrn Bruder, der bei der Polente ist . . .
- Sophie:* Ich weiß gar nicht, was Sie wollen? War sie nicht nett zu Ihnen?
- Bollin:* Man kann nicht klagen. Aber wenn man einmal mißtrauisch veranlagt ist, dann, dann . . .
- Sophie:* Man darf schließlich nicht vergessen, Mama hat Sie zum erstenmal gesehen.
- Bollin:* Genau das meine ich. (Er läuft auf und ab.) Schön wär's ja. – Schon möglich, daß ihr das entgangen ist. – Ist ja auch schon 'ne gewisse Zeit her. – Aber der Grüne. – Die pennen zwar auch meistens. –
- Sophie:* (Sie nimmt ihre Brille ab.) Hören Sie Herr Bollin, ich will bestimmt nicht indiskret sein. Haben Sie ein schlechtes Gewissen?
- Bollin:* Ich?
- Sophie:* Sie kommen mir so unruhig vor. Man weiß nie genau, woran man ist bei Ihnen. Einmal sind Sie offen und lachen sogar ein

- bißchen, dann wieder brummig und bis oben zugeknöpft. – Nun laufen Sie doch nicht immer hin und her.
- Bollin:* Das ist so meine Art, Fräulein. Ich hab mal als Kind Schlimmes erlebt. Ist davon übriggeblieben, die Lauferei.
- Sophie:* Davon konnte ich natürlich nichts ahnen. Sie Ärmster!
- Bollin:* Tja, wenn man so zurückdenkt. Da mußte ich damals in den Keller gehen und Kohlen holen. Nun hatte der Keller 'ne eigentümliche Angewohnheit . . .
- Sophie:* Bitte, erzählen Sie nicht. Es ist sicher eine schreckliche Geschichte.
- Bollin:* Gemütlich ging es gerade nicht zu . . .
- Sophie:* Da haben wir's. Vielleicht ein anderes Mal. Doch glauben Sie bitte meiner aufrichtigen Anteilnahme. Ich kann mir gut vorstellen, wie solch ein schlimmes Ereignis in frühester Jugend das ganze Leben beeinflußt.
- Bollin:* Kann man nur bestätigen Ihre Meinung. Wenn das nicht passiert wäre, wer weiß, was aus mir alles geworden wäre. Aber so? – Dabei war es nicht mal meine Schuld. Ich kannte die Jungs zwar, aber hatte keine blasse Ahnung, warum und weshalb die die Mauern so isoliert hatten und auch die Bandsäge wollte mir gar nicht in den Kopf. – Passen Sie auf. Ich kam da also nun die Treppe runter . . .
- Sophie:* Oh, ich bat Sie doch schon. Ich darf jetzt keine Aufregung haben. –
- Bollin:* Na ja, wenn es so ist.
- Sophie:* Doch, – nein, das ist sicher zuviel verlangt.
- Bollin:* Was solls denn sein?
- Sophie:* Es geht wirklich nicht. Sie sind das erste Mal hier und . . .
- Bollin:* Nun lassen Sie sich nicht drängen. Tu Ihnen gerne nen kleinen Gefallen. Bin ja eigentlich gar nicht so. Wolln Sie wieder das Glas haben?
- Sophie:* Das auch. – Danke. (Sie trinkt und setzt sich die Brille auf.) Sie können ruhig nein sagen, wenn es Ihnen zuviel ist oder unangenehm. (Sie reicht ihm ein Buch.)
- Bollin:* Vorlesen?
- Sophie:* Sie wollen nicht, ich merk es schon.
- Bollin:* Doch, doch, doch. Von nicht wollen kann kaum die Rede sein. Ich lese nur einigermaßen schlecht. Habe da keine besondere Praxis drin.
- Sophie:* O bitte. Gerade das hab ich gerne, wenn jemand so unbekümmert drauflos liest. Wenn es mich nicht so anstrengen würde, könnt ich ja selbst. Aber der Herr Doktor hat gesagt . . .
- Bollin:* Schon gut, will ich gar nicht wissen. – Was solls denn sein? Hier die Geschichte vom wahren Jakob oder diese hier?

Scheint mir'n Märchen zu sein, das kenn' ich. Von einem der auszog, das Gruseln zu lernen.

Sophie: Lieber vom Jakob. Ich fürchte, die andere könnte zu aufregend sein. (Frau Domke in der Tür)

Frau Domke: Aber Kind, neinnein, das geht nicht. Jetzt muß ich wirklich streng werden mit Ihnen, junger Mann. Du hättest aufpassen sollen, Sophie. Erst die ganze Zeit da unten und nun ganz nah dran. Sie brauchen gar nicht so stark zu tun. Über uns der Herr Wanka, ein gelernter Straßenbaufachmann, also ein Mensch, der täglich allen Wetter ausgesetzt ist und abgehärtet sein sollte, liegt schon vierzehn Tage. Und was hat er? – Grippe. – Sie sehen, auch die kräftigsten Männer sind anfällig. – Hier, Kind, dein Rätselheft.

Bollin: Nichts für ungut, Frau . . .

Frau Domke: Domke. Mein Mann war bei Schichau. Nicht auf der Werft, mehr in der Verwaltung. Er hatte sein 25 jähriges gerade hinter sich.

Bollin: Es tut mir aufrichtig leid.

Frau Domke: Im Dezember waren es drei Jahre. Unser kleiner Konny war das letzte, was er für uns getan hat. Jaja, so geht es manchmal. – Doch passen Sie auf, ich muß die Wolle aufnehmen. Unser Besuch könnte uns fünf Minütchen helfen.

Sophie: Aber Mama.

Bollin: Tu' ich doch gerne. Hätte Ihnen auch was vorgelesen, aber man darf ja nicht. (Frau Domke stellt die Stühle.)

Frau Domke: Werdet ihr wohl vernünftig sein. (Bollin hält die Wolle, Frau Domke wickelt.) Schön locker halten, so ist's richtig. Wo haben Sie das nur gelernt? Sicher bei Ihrer Frau Mutter.

Bollin: Och, das konnt' ich schon immer. Mir liegen so monotone Sachen. Klebarbeiten und ähnliches.

Frau Domke: Würden Sie sich vielleicht noch eine Idee drehen. Ja, so. Man muß sich direkt gegenübersitzen. – Komisch.

Bollin: Bißchen warm ist es hier.

Frau Domke: Muß es, muß es. Gut durchheizen, hat der Herr Doktor gesagt. – Findest du es nicht auch merkwürdig, Sophiekind? Der Herr Bollin kommt mir so bekannt vor.

Sophie: Ich kann jetzt nicht aufpassen Mama. Neunzehn senkrecht: Unentschieden im Schachspiel. Fünf Buchstaben. R, -e, -mis. Es geht Mama, es geht.

Frau Domke: Wie klug das Kind ist. In der kürzesten Zeit löst es die kniffligsten Kreuzworträtsel. – Doch was wollte ich sagen? Richtig. Irgendwo muß ich Sie schon mal gesehen haben.

Bollin: Ist mir unverständlich. Bin ja gar nicht von hier.

Frau Domke: Haben Sie etwa mit dem Film zu tun?

Bollin: So auf der Leinwand? Nee, kann ich nicht sagen.

Frau Domke: Moment mal. Jetzt kommt es mir wieder.

Bollin: Sie müssen sich da keine Gedanken machen. So wie ich sehen viele aus.

Frau Domke: Jetzt hab ich's. Sie sind Sportler. Nun aber heraus mit der Wahrheit.

Bollin: Gott, wenn sich Gelegenheit bietet. Warum nicht.

Frau Domke: Und ich hab Sie in der Zeitung gesehen.

Bollin: Mich?

Frau Domke: Nun sei'n Sie nicht so bescheiden.

Bollin: Aber nur einmal.

Frau Domke: Immerhin. – Kannst du dich noch erinnern, Kindchen? Es war, glaub' ich, eine Sonntagsausgabe.

Bollin: Mittwoch.

Frau Domke: Sind Sie sicher? – Nun ja, Sie werden es am besten wissen. Also an einem Mittwoch. Sieh mal einer an. (Sophie nimmt die Brille ab.)

Sophie: Mama. Ich komm' nicht weiter.

Frau Domke: Nicht so ungeduldig sein, Kindchen. Was fehlt denn? Vielleicht kann Herr Bollin mit seinem Wissen aushelfen.

Bollin: Lieber nicht. Unsereins blamiert sich ungern.

Frau Domke: Schon wieder diese Bescheidenheit. Also, Sophie?

Sophie: Ihr werdet es auch nicht wissen. Vierzehn senkrecht: Polizeiliche Bekanntmachung. Meistens mit Foto und größerer Geldsumme versehen.

Frau Domke: Hm. Wieviel Buchstaben?

Sophie: Zehn.

Frau Domke: Nun Herr Bollin? Was sagen Sie?

Bollin: Tja, schwierig. Ich würde da warten, bis es sich von selbst ergibt.

Frau Domke: Da kennen Sie unsere Sophie schlecht. Keine Ruhe hat das Kind, bis alles gelöst ist.

Sophie: Wenn Addi hier wäre, der wüßte es sofort.

Bollin: Der Verkehrs-Schupo. (Er will aufspringen.)

Frau Domke: Vorsichtig, junger Mann, die Wolle. (Bollin setzt sich). Soll ich ihn anrufen? Vielleicht ist er schon auf dem Revier.

Bollin: Moment mal. – Nur 'ne Sekunde.

Sophie: So ist es richtig. O Mama, wunderbar finde ich das, wenn alle mitmachen. Und wenn Herr Bollin es nicht weiß, dann rufen wir Addi an.

Bollin: Zehn Buchstaben?

Sophie: Genau. – Spannend ist das. Mit Telefon und . . .

Bollin: Steckbrief. Nun schreiben Sie schon. Ich habe Steckbrief gesagt. Und dann das nächste. Man darf sich nicht so lange bei einer Sache aufhalten.

Sophie: Es geht wirklich, Mama. So etwas Komisches. Da wäre ich nie drauf gekommen. Es, te, eck, birrr, ief.

Frau Domke: Mir schwebte ähnliches vor. Aber trotzdem. Eigentlich sollten solch spezielle Begriffe nicht in einem Kreuzworträtsel enthalten sein. Glücklicherweise konnten Sie einspringen. Der Herr Bollin hat ein umfassendes Wissen. Bedank dich bei ihm, Kindchen! Nie hätte ich geglaubt, daß Sportler so nett und auch so klug sein können.

Sophie: Aber Mama. – Sie dürfen ihr das nicht übelnehmen, sie redet manchmal so. In Wirklichkeit ist Mamsli das Liebste und Netteste auf der Welt. – Doch nun muß ich mich wieder legen. – (Sie legt sich.)

Bollin: Die hat es gut, die Kleine. Wünscht' mir, ich hätte auch so'ne Mutter gehabt.

Frau Domke: Sind Sie Waise?

Bollin: Vollkommen. – Einen Onkel gibt es noch irgendwo. Von dem hab ich die Uhr hier und den Füller.

Frau Domke: Sicher ein kostbares Stück. Das müssen Sie gut aufbewahren. Und außer dem Onkel? Ich meine, Sie sind jung, stattlich . . .

Bollin: Gott, was soll man da sagen?

Frau Domke: Also doch.

Bollin: Nicht was Sie denken. Von wegen versprochen und so. Meistens bin ich alleine.

Frau Domke: Man bekommt schlecht Anschluß, wenn man nicht von hier ist. Und wenn ich richtig verstand, sind Sie nicht hiesig.

Bollin: (Er schüttelt den Kopf.) Das ist alles sehr schwer für mich. Ein ausgesprochen menschliches Verhältnis – Sie müssen mich nicht falsch verstehen –, ich meine, was ich brauche, ist 'ne mütterliche Freundin. So eine, die weiß, wie das Leben ist, und nicht irgend so'n junges Ding, das heute dies will und morgen das. – Mit Kindern versteh' ich mich auch gut. – Nun ist Schluß mit der Wolle. Schade.

Frau Domke: Stimmt. Stundenlang hätte es so weitergehen können. – Wissen Sie was, kommen Sie wieder! Am Sonntag, ja? Da hat unser Konny Geburtstag, und dem Kind wird es hoffentlich auch besser gehen. – Sie schläft. Das Rätselraten wird sie ermüdet haben. Wir wollen ein bißchen leise sein. – So um vier, zum Kaffee. Ist es recht so? Ich würde mich aufrichtig freuen.

Bollin: Na gut, wenn Sie meinen.

Frau Domke: Sicherlich. Und keine großen Umstände gemacht. Hier, da gebe ich Ihnen etwas mit. Das nehmen Sie ein vor dem Schlafengehen. Besser ist besser. Wir wollen doch nicht noch einen Kranken haben. (Sie gehen auf Zehenspitzen zur Tür. Frau Domke dreht sich noch einmal um.) Sie haben Ihr Dings da liegenlassen. Auf dem Nachttischchen.

Bollin: Junge, vergeblich macht einen diese Wollwickellei.

Frau Domke: Jaja, so fängt es immer an. (Sie lachen gedämpft und geben sich

kleine vertrauliche Stöße.) Auf jeden Fall hätten Sie es am Sonntag wiedergefunden. (Bollin geht auf Zehenspitzen zurück, steckt den Revolver ein und hinterher hastig Pinkie, Sophies Stoffhund. Auf Zehenspitzen zurück.) Da wären wir wieder.

Frau Domke: Haben Sie das immer bei sich?

Bollin: Manchmal schon.

Frau Domke: Gott, warum auch nicht. Mein Mann pflegte immer ein kleines Blechauto in der Tasche zu tragen. So hat jeder seine Gewohnheiten. (Sie verlassen das Zimmer. Sophie richtet sich auf und greift zur Brille.)

Sophie: Wie leise er gehen kann. Erst als er neben dem Bett stand, hörte ich etwas. – Wenn er sich nur nicht angesteckt hat. (Sie setzt die Brille auf und sucht nach dem Stoffhund.) Wo ist es denn nur? Vorhin lag es noch hier. – (Leise) Pinkie, Pinkie. – (Laut) Warum hat er mir meinen Pinkie genommen?

MAX VON BRÜCK

EUGEN GOTTLÖB WINKLERS ZWEITE WIEDERKEHR

*„Aber sie sind, sagst du, wie des Weingotts heilige Priester,
Welche von Lande zu Land zogen in heiliger Nacht.“*

Aus „Brod und Wein“, Hölderlin

„Was uns nottut, sind Bücher, deren Gehalt sich den unmittelbaren Einbezug in das Leben des Lesenden wieder unaufhaltsam verschafft.“ – Der Dreiundzwanzigjährige stellte in diesem trockenen Satz, der sich in der Einleitung seines Essays über „Ernst Jünger und das Unheil des Denkens“ findet, eine uns Heutigen nicht unvertraute Forderung auf. Sie läuft darauf hinaus, jenseits der ästhetischen Wirkung, also dessen, was im Genuß des Schönen oder aus ihm geschöpfter Belehrung bestehen mag, etwas ganz anderes zu suchen, jenseits der Kunst. Zwar haben manche Bücher, zum Beispiel der „Werther“, schon vor hundert und mehr Jahren eine das Ästhetische zum Affekt hin übergreifende Wirkung gehabt, doch gab man sich in der Theorie mit dem ‚interesselosen Wohlgefallen‘ zufrieden und hätte alles andere als der Kunst nicht geziemend abgelehnt.

Hie Leben, dort Kunst: es waren zwei streng geschiedene Parallelen, mochten sie auch nicht ganz beziehungslos nebeneinander herlaufen. Dem gegenüber signalisiert der Wunsch nach ‚Einbezug‘ eine neue Situation von hoher Radikalität. Winkler nennt sie die Situation „am Rande der Verzweiflung“: in ihr greife der Mensch ‚blindlings‘ nach Wahrheit oder Irrtum als nach einer Droge oder einem Gift, die inmitten der zerstörten alten Ordnungen ihm zum Stimulans für das eigne Existieren dienen sollen. Kunst und Leben werden so

zum Schnitt gebracht. In ihm soll der Lesende, durch die verschärfenden Konturen der Kunst, des Geschickes innewerden, das er mit dem Autor in dieser Weltstunde teilt. Leben hätte sich also mit Leben zu überschneiden, weil nun das Kunstwerk selbst gleich dem Seismographen jene Erschütterungen nachzeichnen soll, die allen gemeinsam, aber im hochgeladenen Spannungsfeld der künstlerischen Intuition konzentrierter sind. Damit ein Buch diese Aufgabe leiste, bedarf es nicht des literarischen Gewandes der Konfession. Jede Form ist dazu recht, wenn nur, freilich zwingend, die Problematik des künstlerischen Subjekts im Objektiven seines Werkes durchscheint.

Kunst als eine Aussage der Existenz: nie hat Eugen Gottlob Winkler die seine anders aufgefaßt. Er hat sich keine Zeile erlaubt, die nicht aus eigener Selbsterfahrung bestätigt wäre. Kein Bild ist geliehen, keine Erkenntnis angelernt. Was er schrieb, bezeugt Selbsterprobung; daher auch die Echtheit. Sein nachgelassenes Werk ist die getreue Niederschrift seines Lebens. Es ist der hierarchische, in die Chiffren der Kunst umgesetzte Text seiner Daseinskursive.

Als es 1937 erstmals in zwei inzwischen lang vergriffenen Bänden – „Dichterische Arbeiten“ und „Gestalten und Probleme“ – vom Karl Rauch-Verlag vorgelegt wurde, kurz vor dem Kriege und überschattet von der nahenden Katastrophe, fand es nicht sehr viele Leser. 1949 erschienen, im selben Verlag, die „Briefe“ Winklers aus den Jahren 1932 bis 1936. Nun hat vor wenigen Monaten Günther Neske in Pfullingen eine einbändige Neuauflage der Schriften veranstaltet. Sie schließt sich in ihrer Anordnung der Erstausgabe an, ist jedoch um rund hundert Seiten ‚Nachlaß‘ vermehrt, meist frühere Gedichte und einige Prosastücke. Bis zuletzt trug sich Winkler mit Novellenplänen, auch dem Gedanken zu einem Roman. Das Bild des Schriftstellers empfängt aus diesem Nachlaß keine verändernden Akzente, es ist schon in der bekannten Textmasse vollständig ausgeprägt, doch lassen sich jetzt die vielfältigen Wege seines ‚projets‘ deutlicher erkennen. So ist das Prosa-Fragment „Narziß auf dem Lande“ satirisch-ironisch, vollends der Besuch im Spielsaal, da Narziß mit seiner Schwester auf Familiendaten setzt und mit den Trauertagen gewinnt: hochgespielte Demontage des eigenen vergangenen Milieus. Eine Renaissance-Novelle „Beatrice Cenci“ liegt als Croquis vor: in der geballten Drastik der Eingangsszene ist das Kolorit der alten Vorlagen bewahrt. Beatrice auf dem Blutgerüst erblickt ein weinendes Kind, das über der gaffenden Menge emporgehalten wird. Sie hat den Wunsch, es zu trösten, bis es wieder lächelte, da fällt auf sie das Schwert, das Kind hebt jauchzend die Arme, als es „die schöne, rasch strömende rote Quelle“ auf dem Gerüst sieht. Solche grellen Töne sind selten, sie markieren Möglichkeiten, die im Lauf eines längeren Lebens wohl auch entfaltet worden wären. Es sind Randzonen im Gesamtwerk, das in seinen rundesten Würfeln von einer, wie noch zu zeigen sein wird, heiteren Schwermut ist.

Winklers zweiter Wiederkehr ist mit der Neuauflage der Weg bereitet. Es fragt sich, ob die Nation, die es bisher so wenig verstanden hat, zu den bedeutenden Gestalten ihrer eigenen Vergangenheit in eine fruchtbare Beziehung zu treten, ihn zu ihrem dauernden Eigentum machen wird. Einige Hoffnung

ist erlaubt. Denn wenn auch unsere Epoche nicht in allen ihren Tendenzen bereits zu überblicken ist, ja wir vielleicht sogar erst in ihren Anfängen stehen, haben wir doch, aus zwei weiteren inzwischen vergangenen Jahrzehnten, einiges von der inneren Problematik, die Winkler, in der Vorhut seiner Generation, durchleiden mußte, besser verstehen gelernt. Er trug die innere Struktur der Epoche, samt dem, was daraus auf uns zukommt, als schmerzendes Vorwissen in sich und war sich über seine geistige Position im klaren. In einem Brief vom 28. Juli 1935 spricht er es aus: „... jetzt weiß ich, daß ich (um ein kleines Stück voraus) empfinde, was noch das ganze Abendland empfinden wird; schon bin ich nicht mehr allein, schon wird es auch ausgesprochen, und ich werde, wenn ich durchhalte, es eines Tages auch zu sagen vermögen, um all denen Klarheit zu verschaffen, die jetzt noch daran leiden, ohne zu wissen, was es ist ...“

Er wurde am 1. Mai 1912 in Zürich geboren. Am 28. Oktober 1936 bricht sein Lebensbogen jäh ab. Erst vierundzwanzig, suchte er freiwillig den Untergang: er nahm eine Überdosis Veronal, die Lungenentzündung und langwierigen Erstickungstod zur Folge hatte. Man fand ihn, so wird berichtet, ohnmächtig nach der ersten, im Todeskampf verbrachten Nacht, in seinem damaligen Zimmer in der Leopoldstraße zu München, einen Spiegel in der Hand. Es war gewiß nicht narzistische Pose, die zum Spiegel griff, er wollte sich bis in den letzten Augenblick – beobachten.

Die Kindheit verbrachte er in Wangen bei Stuttgart und ist auch dort, unweit der damaligen elterlichen Wohnung, begraben. Väterlicherseits stammt er von Schwaben ab, von Mutterseite her aus Obersachsen und Graubünden. Mit fünfzehn verlor er den Vater, den der Beruf eines Maschineningenieurs häufig ins Ausland geführt hatte. Damals begann er sein erstes kritisches Tagebuch und versuchte sich an erster Prosa und Lyrik. Damals auch schwankte er, ob er Maler oder Schriftsteller werden solle. Die Geschichte der Literatur kennt diese Doppelbegabung bei Keller, bei Stifter, um nur sie zu nennen, und jüngst bei Felix Hartlaub, einem Winkler in manchem verwandten Geist, der 1945 auf rätselhafte Weise in Berlin verschwunden ist. Bis zuletzt, wenn auch nur gelegentlich, hat sich Winkler als Maler versucht und bekennt in einem Brief, wenige Monate vor seinem Tode: „Ich weiß, die Dinge werden mich nicht enttäuschen, ich liebe sie eigentlich mehr als die Menschen und hätte demzufolge Maler werden sollen.“ – Und in seinem Tagebuch notiert er: „Wenn ich die alten Bilder ansehe, finde ich eine Fülle fruchtbarer Ansätze. Die unentwickelten Möglichkeiten belasten mich immer noch ...“ Ich selbst besaß bis in den Krieg eine Pastellskizze von seiner Hand, Herbstzeitlosen, die im vieldeutigen Übergang der Kreiden sich als zur Sippe der ‚fleurs du mal‘ gehörig auswiesen. Er gab mir das Blatt, das später bei einem Fliegerangriff in Frankfurt verbrannte, mit einer zögernden, abwartenden Geste, die seine Scheu vor direkten Selbstäußerungen verriet.

Sind nicht beide Möglichkeiten, die des Malens und des Schreibens, Zweige der einen, einzigen Grundbegabung: der zur Kunst? Gewiß ist, daß in seinem Fall nicht der Maler überdauern wird, sondern der Schriftsteller. 1931 setzten

die ersten stärkeren lyrischen Schübe ein, wurde die Novelle „Wunsch im Krähwinkel“ skizziert. Fragmentarisch, in kleinen Szenen aneinander gestückt, stellt sie sich als eine Art „Erziehung des Gefühls“ in nuce dar, am Modell eines kleinen Dorfschullehrers. Mit grausamer Schärfe wird das Zerbrechen einer Lebensillusion in ihren Phasen abgefolgt, und zwar schon hier im Widerschein der Selbstspiegelung: „So ein gänzlichos Losgelöstsein vom Ich“, heißt es da, „so eine absolute Ferne von jeglichem Denken, das nie aufhört zu quälen, das wünscht und muß, solch ein Nichts, da die Waage haarscharf geebnet war zwischen Lust und Schmerz, zwischen will und kann – das mußte die unendliche Seligkeit, die Wonne des ewigen Lebens sein.“ – Das Denken als Qual und als Gegensatz zur Wonne des Daseins: so empfanden schon etliche vor Winkler. Irren wir nicht, so hat schon der Tragiker Sophokles eine seiner Figuren sagen lassen, nichts zu denken (*phronein gar meden*) sei die Süße des Lebens (*hedistos bios*). Der junge Winkler hat auch diesen uralten Zwiespalt in seinem eminenten Intellekt erlebt, nicht angelesen. Immer wieder umspielte, umdeutete er das Nichts. Es war ihm nicht nur entleertes Sein oder Abgrund jenseits von Sein, es war für ihn auch ein Gleichgewicht, Stillstand und Fermate zwischen den sinkenden Gewichten der Entscheidungen, pflanzenhaftes, pures Dasein fern dem Bewußtsein. In der Studie „Im Gewächshaus“, beim Anblick der spielenden Goldfische, vermerkt er: „Die Leere dringt wie ein wohliger traumloser Schlaf in mich ein. Gleiche ich endlich den stillen Geschöpfen, die bewußtlos und Kreise ziehend beruhigt über dem Nichts existieren?“ Anderswo, in einem Brief, empfindet er das Nichts als das dem einsamen Menschen Gegenüberstehende, das ihn vernichten will. Der Mensch „kann untergehen oder es, mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte, immer wieder überwinden: hier findet die Kunst ihre höchste Anwendung.“ – Als der Versuch nämlich, eine Spur gegen das Nichts zu ziehen, immer wieder. Diesem Versuch oblag der Schriftsteller unaufhörlich, und seltsam, im gleichen Maß, in dem seine Verzweiflung tiefer wurde, gewann seine Kunst, vollends in den späten Würfeln, eine dunkle Heiterkeit. Im selben Jahr wie die frühe Novelle entstand eine andere, „Missetat“, die Geschichte einer frühen kindlichen Verwundung, worin das Kind Leonhard aus dem Unverstand der Erwachsenen wider Willen mit einer Lüge den häuslichen Frieden erkauft. Die Gestalt der Mutter und ihres Liebhabers tragen eigentlich Züge der Jahrhundertwende, in einem etwas altertümlichen Atelierton, in scharfem Gegensatz zur psychologischen Nuancierung und zur kunstvollen Innenperspektive des Erzählers. In einer steil ansteigenden Kurve entstehen hierauf die fünf meisterlichen Essays über Platen, George, den britischen Obersten Lawrence, Ernst Jünger und den späten Hölderlin, in schnellem Wechsel neben zahlreichen literarkritischen Aufsätzen für die Tagespublizistik und größeren freien Arbeiten, so dem sokratischen Dialog „Erkundung der Linie“ oder bedeutenden Schilderungen, darunter: „Im Gewächshaus“; der sizilischen Reise mit dem Zentralerlebnis des Tempels von Segesta unter dem Titel „Gedenken an Trinakria“; den „Legenden einer Reise“ mit dem vollkommenen „Boccia-Spiel“ und schließlich der „Insel“.

1930 bezog Winkler die Münchener Universität, um dort Romanistik zu studieren. 1933 promovierte er bei Karl Voßler mit einer Arbeit über „Klassikeraufführungen an modernen französischen Bühnen“. Vorübergehende Studienaufenthalte in Tübingen und Köln liegen dazwischen, auch mehrere entscheidende Reisen. Herbst 1931 verbrachte er, der geplanten Promotion wegen, in Paris, in einer dunklen Verlassenheit, die wenig vom Licht dieser Stadt wahrnahm, in einer seelischen Verfassung, die ihn als seine Austreibung aus dem Paradiese dünkte. Italien rückte in den Mittelpunkt seines Erlebens, mit vier größeren Reisen, die ihn zweimal nach Florenz, dann, im Juni und Juli 1933 nach Sizilien und zuletzt nach Venedig führten. Nach Frankreich zog ihn in der letzten Phase eine tiefere Sehnsucht, die unerfüllt blieb, sieht man von einem kurzen Aufenthalt in Teilen der Provence ab. Obwohl er mühelos alle Anforderungen bewältigte, ödete ihn der Wissenschaftsbetrieb der Universitäten an, er hatte weder Neigung zum Gelehrten noch zum neuphilologischen Pädagogen. Für ihn gab es nur einen Beruf: die Kunst, und zwar als stete Selbstopferung, da er in allem, was er schrieb, von sich das Höchste verlangte. Als im Bankkrach von 1931 das schmale väterliche Erbe zerronnen war, lebte er vom kärglichen Verdienst, das ihm die Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften einbrachten.

Der physiognomische Satz Rudolf Kassners, daß die Menschen in unserem photographischen Zeitalter nicht mehr so aussehen, wie sie wirklich sind, trifft auch auf die Erscheinung E. G. Winklers zu, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad. Seine lässig-geschmeidige Gestalt wirkte eher sportlich als im üblichen Sinn ästhetenhaft. Der Kontur des ovalen Gesichts, um Kinn und Wangen auffallend fest gespannt, offenbarte erst einem näheren Zusehen, daß dieses Feste wie aus einem dünnen Metall geschnitten war: eine feste Zerbrechlichkeit. Unter der nicht hohen, geraden und kantigen Stirn, über der das schwarze Haar zurückgestrichen war, lagen die Augen schmal und mit zielender Genauigkeit; ein Schnurrbart verdeckte die Oberlippe, die Nase war kräftig und eben. Das war ein von Konzentration und Selbstzucht geformtes Gesicht, in dem jedenfalls zwei Merkmale auf die hohe Verletzbarkeit des Wesens schließen ließen: die zwar straffe, aber auffallend helle, fast transparente Haut, und der Ausdruck wartender Trauer in den Augen. Dieser Mann schien eine Art gepanzerter, gehämmerter dünner Schale zu tragen, die das darunter Bloßliegende verdecken sollte: eine Maske über dem Sein. Seine Vitalität war nur auf der Oberfläche ohne Sprung, im Kern aber gebrochen. Winkler wußte das, wie sein Ernst Jünger-Essay zu erkennen gibt. „Es ist das Kennzeichen der echten Vitalität, daß das Bewußtsein ihr mangelt. Nur ein ursprünglich nichtvitaler Mensch kann das Vitale bestimmen.“ – Auch für Winkler, wie für den von ihm gedeuteten Ernst Jünger, spiegelte sich Vitalismus im Geist und lag, eine Folge der „Zwieschlächtigkeit der menschlichen Natur“, zwischen den beiden Polen des Menschen, zwischen dem animal rationale und dem animalischen Geschöpf.

Ein guter Gesellschafter, wann immer er unter Menschen ging, stets sorgfältig gekleidet, schätzte er einen weiten Lebenszuschnitt, wie ihn nur Unab-

hängigkeit aus Reichtum gewähren kann. Armut, Enge, die Dachstubenexistenz des Künstlers waren ihm äußerst zuwider. Seiner Vorstellung von Kunstübung hätte jene Désinvoltüre, die durch das Mäzenatentum in früheren Epochen möglich war, am meisten entsprochen. In allem künstlerischen Schaffen liege „an sich schon eine Prätension, die nur durch eine entsprechende Lebensform des Künstlers wettgemacht wird. In ärmlichen Umständen aber gewinnt diese Prätension unbedingt den Anschein von Lächerlichkeit“ (Brief vom 8. 2. 1934). Dabei ist nun häufig von Geldsorgen die Rede, vom Warten auf die Honorare: „... ich habe noch 40 bis 50 zu erwarten, das ist alles ... ich müßte viel und konzentriert arbeiten können, um wieder etwas für den September zu haben; das kann ich nun einmal nur unter bestimmten Bedingungen, jedenfalls kaum in einer möblierten Bude mit Waschtisch und Bett; ich brauche einen ‚Raum‘ dazu oder die ständige Bewegung einer Reise... Aber Geld, Geld, mindestens 200 Mark“ (Brief vom 28. 7. 1935).

Gewiß reichte das Wurzelgeflecht seiner Person tiefer ins Dunkle; der geniale Mensch ist der schlechthin Bedrohte, Verletzbare, und wenn er zerbricht, so geht ein inneres Drama voraus, das keine Biographie im Letzten aufzuspüren vermag. Es wäre fruchtlos, nach Motiven zu forschen, die zu seinem Ende führten, jenem furchtbaren Verröcheln in einem Todeskampf von achtundvierzig Stunden. Was den entscheidenden Anstoß gab, bleibt unklar; die Furcht vor einer erneuten Verhaftung durch die Gestapo, in deren Fänge er schon einmal in Tübingen wegen eines angeblichen Wahlvergehens geraten war, erhellt die Motivseite nicht hinreichend. Immerhin war ihm der Gedanke an den Tod von früh an vertraut, immer wieder fühlte er sich zu dieser äußersten Grenze hingelockt. Er hat in manchen Selbstbildnissen den Tod zitiert, dort lugt er auf einer Skizze des Siebzehnjährigen aus dem Ärmel des Jünglings hervor; er hat da und dort, lauter und leiser, in den Briefen und dem Werk ihn angesprochen. Im Schluß der „Insel“, da er den Friedhof besucht, ist er „auf das Sterben nahezu neugierig“. In „Das Nachtmahl“, dem späten Gedicht von 1934, dem er geradezu den Rang eines Vermächtnisses beimißt, werden die Dinge, vor allem Brot und Wein, als die obersten Symbole des Einklangs von Materie und Geist mit dem Dichten und dem Sterben verbunden. Der Dichter will Brot und Wein im göltigen Bilde bestimmen, um sie, in antikisierender Metapher, zum Obolus zu gewinnen, mit dem er, ansetzend „zu entfliehendem Sprunge“, den Kaufpreis für die Überfahrt über den Totenfluß erlegt. Die letzte, elfte Strophe lautet:

Dinge, heißt ihr nicht Gegenstände,
erfüllt wie ihr seid von Gegenwart!
Wie sehr auch die Zeit sich an euch verschwende,
unversehrt durch eure Wände
dringt das Sein, das ihr erspart.
Brot und Wein, bewußtlos junge,
heile! bevor ihr für mich verschwimmt,
sei euer göltiges Bild bestimmt!
Setze ich an zu entfliehendem Sprunge,

fülle es mir die ermüdete Zunge: –

Münze, daß Charon mich kennt und nimmt.

Winkler nennt hier, in einer dem späten und eigentlichen Rilke verwandten Schau, die Dinge „Gegenstände“; sie sind, der Wortbedeutung gemäß, das Gegenüberstehende, also das Sichtbare, Faßbare und insofern Gegenwärtige. Das Sein durchdringt ihre Wände ohne Versehrung, sie sind im Kerne ‚heil‘, weil der Zeitfluß, anders als beim Menschen, an ihnen abgeleitet. Von Brot und Wein als den höchstbezüglichen Dingen wird zur Eigenschaft des Unversehrten und Heilen die weitere des ‚bewußtlosen Jungen‘ ausgesagt: das Sein der Dinge ist bewußtlos, weil es jenseits der Zeit liegt; und unangegriffen von der Zeit ist es zugleich jung. Der Sinn ist hier, wie meist in Winklers Lyrik, äußerst komprimiert. In der Stelle vom eindringenden Sein, das die Dinge „ersparen“, bleibt er mir dunkel. Sollte die Aussage „das ihr erspart“ dahin zu verstehen sein, daß die Dinge der Hort des heilen Seins sind?

Zur heilen Gegenwart der Dinge will sich der Dichter in Beziehung setzen, durch die selbst erhobene und erfüllte Forderung, der Dinge „gültiges Bild“ zu bestimmen. Kunst ist also ein Finden und Ordnen der ‚Bilder‘, vollends jener von Brot und Wein. Ich nannte sie die höchstbezüglichen: Brot und Wein sind die mystischen Speisen des Christentums, zu welchem er ein aus Respekt und ferner Trauer gemischtes Verhältnis hatte. „Brod und Wein“ ist aber auch Hölderlins große Elegie aus dem Jahre 1801 betitelt, die Winkler gründlich kannte. Dort heißt es in der achten Strophe: „Brod ist der Erde Frucht, doch ists vom Lichte gesegnet, / Und vom donnernden Gott kommt die Freude des Weins“. Dichter sind „wie des Weingotts heilige Priester“, aber sie sind es, so sagt die vorausgehende Verszeile, – „in dürftiger Zeit“. In „Holzwege“, und zwar in „Wozu Dichter?“ hat Martin Heidegger eine Analyse von Dichten und Zeit gegeben, wie sie großartiger bisher nicht geleistet worden ist. Winkler kannte diese Schrift nicht, die ja erst 1950 erschienen ist; wohl aber stand er selbst in der Situation der Durft, von welcher der Philosoph sagt, sie sei „die dürftige Zeit der Weltnacht“, die „vielleicht jetzt auf ihre Mitte“ zugehe. In Winklers Existenzsituation war die Weltmitternacht, in der alle Spuren verlöschen und undurchdringliches Dunkel sich dehnt, bereits eingetreten. Brot und Wein, nicht der irdische Stoff als solcher, wurden als das einzige gesichtet, was dem Dichter der Durft verbleibt, ehe auch dieses einzige für ihn im Tode verschwimmt.

Hier tun sich weite Zusammenhänge auf. Gleichviel, ob Winkler Griechisch konnte oder nicht, er hatte aus seinem Verhältnis zu den Dingen und als später Sproß aus der Geistessippe Hölderlins eine innere Nähe zum Griechentum, und zwar, wie gesagt werden darf, zum vorsokratischen. Bezeichnenderweise hatte er, anders als Hölderlin, zur deutschen Transzendentalphilosophie wenig Zugang, und dem Dualismus Materie – Geist stand er wesensgemäß fremd gegenüber. Im Jünger-Essay wird sein Mißtrauen gegen das Systemdenken deutlich, zugleich mit der Sehnsucht nach einer Seinsverfassung, wie sie vor der Entwicklung der abendländischen Metaphysik be-

standen haben mochte. Im Brief vom 23. 5. 1933 meint er, zunächst etwas vag, alles müsse „aus einem ursprünglichen Gefühl heraus geschehen“, und zwar, nun präzise, „wie bei den frühen Griechen, da überhaupt Materie und Geist in Eintracht beisammen lebten“. Für Heraklit westen die Götter in den Dingen an. Der spätere Riß zwischen Ding und Geist war das Kernproblem Winklers. So erklärt es sich, daß für ihn das Vollkommene auch das Sichtbare sein mußte, als Materie und Geist in einem. Daher schätzte er von allen Künsten am höchsten die Architektur (und Prosa wie Lyrik waren ihm Wort-Architekturen), weil in der Architektur „das Gleichgewicht von Materie und Geist am annäherndsten, das Flüchtige, Ungreifbare am besten verewigt ist“. Für Polyklet ergab sich Vollendung „mit knapper Not aus vielen Zahlen“. Säule und Architrav des griechischen Tempels, der Schnitt von Vertikalen und Waagrechten, die Harmonie der rechten Winkel haben Winkler in seinem Segesta-Erlebnis zutiefst ergriffen. In der „festen Helligkeit“ der Magna Graecia, nicht minder im Anblick der Paläste und Kirchen der Toscana, wurde er sich seiner „Neigung zum Dinghaften, Wahrnehmbaren, Begrenzten, kurz zum Substanziellen bewußt“.

In der Weltnacht sind die Götter verschwunden, ihr Glanz liegt nicht mehr über den Dingen. Es steht zu vermuten, daß auch Winkler das Heile nur als Sehnsucht erfahren konnte. Trotzdem blieben sie ihm sichtbar, trotzdem waren sie ihm noch die Zeichen einer verfluchten und gesegneten Wirklichkeit. In der Spannung von Wirklichkeit und Ding gründet die besondere Wertschätzung, die Winkler für Paul Valéry, diesen Geist „von antikem Ausmaß“, empfand. Für Valéry war die Kunst ein zum Höchsten verwandelter Fluch, der Künstler schafft die schönen Dinge, weil wir aus dem Paradies vertrieben sind. Dieser Fluch, das Schöne zu schaffen, wird lastender in dürftiger Zeit: nun ermüdet im Sagen des Schönen die Zunge. Die dunkle Heiterkeit in Winklers Schriften rührt daher, daß im Dunkel der Weltnacht die schönen Dinge die letzten sichtbaren Signale des Paradieses sind.

Wenige Wochen vor seinem Tode machten er, ein Freund, der heute auch schon tot ist, und ich eine gemeinsame Fahrt in den altbayerischen Rupertiwinkel zwischen Salzach und Inn. Mittags kamen wir in einen Dorffriedhof, der abseits hinter einer Wallfahrtskirche am Hang lagert. Die Luft stand still über heißen Gräsern und dem süß-schweren Duft der Blumen, und auf einem der Grabsteine, dem größten marmornen eines Gast- und Landwirts, stand in goldenen Lettern: Realitätenbesitzer. Winkler lächelte, ich sehe ihn noch so lächeln, und sagte: „Realitätenbesitzer! das sollten wir auch sein können!“ Er meinte nicht Besitz im Sinne des Sachenrechtes, vielmehr: Besitz an Wirklichkeit. Sie zu finden, und durch sie sich selbst, oblag er der Kunst des Schreibens.

Ihr galten auch die großen Essays. In den dargestellten Personen und ihrer Problematik sah er Lebens-Konstellationen, die der seinen verwandt waren. Bei Platen und George war es das ihnen je eigne Pathos der Form, bei Ernst Jünger die „ungewöhnliche Schärfe“, mit der die grundlegenden Veränderungen in der Wirklichkeit des heutigen Menschen gezeigt sind; bei Hölderlin

das Schicksal des ‚Gastes‘, beim britischen Obersten und seinem Aufstand in der Wüste das Ungewöhnliche einer Tat, die dem Traum benachbart war. Im großen Bericht des Thomas Edward Lawrence erschien ihm die Eroberung von Damaskus als die subtilste, geistigste conquista unseres Zeitalters: als die subtilste darum, weil dieser Lawrence der üblichen Figur des Tatmenschen aufs strikteste widersprach, weil er, der Gelehrte, Mystiker, Asket, der Strategie aus Liebhaberei, die ‚Hygiene des Vergessens‘ üben konnte und eine strahlende Tat in seinem Bewußtsein zergrübelte. Von ihm wird zitiert, „daß nichts sich lohnte, zu tun, und nichts wert war, getan zu sein“. Lohnt es sich dann überhaupt noch, schöne Dinge zu machen? Winkler antwortet auf das Selbstquälerische solcher Frage mit der blanken eignen Qual, gegen die er seine schönen Dinge schuf: „Niemals vielleicht ist in früheren Zeiten die ‚bloße‘ Tatsache menschlicher Existenz auf solch absolute und damit heillose Weise erlebt worden wie hier (von Lawrence). Pascal als einziger fühlte sich von dieser Möglichkeit zumindest bedroht, Leonardo war ihr auf geheimnisvolle Weise gewachsen. Sonst aber wußte der Einzelne stets eine Stelle, auf die er, um der Verzweiflung des reinen Daseins zu entweichen, zurückgehen konnte, sei es Gott, sei es irgendeine Idee, Vaterland oder Menschheit...“ Aus der Verzweiflung des reinen Daseins folgt absolute Einsamkeit. Allein, nur auf sich gestellt, sah Winkler auf die zertrümmerten alten Ordnungen zurück. Das Dichten in der Weltnacht war für ihn ein unausweichlicher Zwang, ein äußerst schmerzhafter, da sich der Prozeß unter ungewöhnlichen Hitzegraden vollzog, unter einem Überdruck, der zur Selbstverbrennung führte. Im kurzen Leben dieses Genies waren Entwicklungen zusammengepreßt, die gemeinhin nur in Jahrzehnten sich ausfalten. „Ich lebe doppelt so rasch“, sagte er von sich selbst. Solche anomale Intensität mußte auch die Akte des Erkennens beschleunigen. Ihre Ergebnisse fielen ihm zu, nicht auf dem Wege methodischen Philosophierens, vielmehr blitzhaft, aus einem genialen Vorwissen und begünstigt durch die intuitive Sicht. So ist auch der Jünger-Essay, wiewohl ihm nur die frühen Schriften Ernst Jüngers, nämlich die drei Werke aus dem Erlebnis des ersten Weltkriegs vorlagen, sodann vor allem „Der Arbeiter“, ferner „Das abenteuerliche Herz“ und „Blätter und Steine“, von einer Kraft der Durchdringung, die diesen Essay bis heute nicht veralten ließ und das geistige Profil Jüngers wohl noch immer am gültigsten deutet. Ausgangspunkt ist für Winkler wiederum die Polarität von Denken und Leben, Geist und Trieb. Kann das Denken keine Sicherheit mehr geben, so sucht es aus der Verzweiflung einen Weg zu finden: für den Gläubigen liegt er darin, daß das Leben auf eine metaphysische Ordnung bezogen wird; für den bürgerlichen Rationalisten im Bemühen, sich alle Sicherungen des Daseins zu verschaffen, auf Kosten der Ganzheit. Der dritte Weg aber eröffnet eine neue Dimension des ‚Traumes‘, wie sie Jünger, darin T. E. Lawrence verwandt, entwickelt hat. Es wird nun weiter gezeigt, wie in dem von Jünger aufgewiesenen Typus des ‚Arbeiters‘ das alte Axiom von der unveränderlichen Grundanlage des Menschen preisgegeben ist. Die Kritik Winklers an der Phänomenologie des ‚Arbeiters‘ ist die eigentliche

Leistung dieses Essays. Winkler akzeptiert Jüngers These von der nicht-unendlichen Entwicklung der Technik, eine These, die dem frohen technischen Fortschrittsglauben den Garaus macht und in ihrer Richtigkeit erst von uns Heutigen aus der Erfahrung allmählich bestätigt wird. Die Technik ist abgeschlossen, sowie ihr Herrschaftsanspruch im ganzen Lebensumkreis zu einem bestimmten, statischen Daseinsstil geführt hat. Aber ist, fragt Winkler, im statischen und höchst geordneten Jüngerschen Raum der vollendeten Technik der Mensch selber endgültig statisch geworden? Wäre dies der Fall, so wäre der Mensch plötzlich geschichtslos. Jünger bleibe, so lautet der diesbezügliche Einwand, den Sinn der künftigen von ihm gedeuteten Welt schuldig. Dadurch erhalte sein Denken einen „unerträglichen Zug von Verzweiflung“. Die Offenbarung des Sinnes stehe noch bevor, denn am Ende des Denkens müsse auch Jünger einen neuen ‚Glauben‘ verheißen, der keineswegs als solcher schon metaphysisch fundiert zu sein braucht. Wohl vermöge der ‚Träumende‘ nicht zu glauben, aber sein Denken, auch in der Gestalt des ‚Arbeiters‘, müsse ihn eines Tages dazu führen, einen bestimmten Inhalt zu setzen, auf den er alles beziehe und an den er auch glaube, unverbrüchlich und fest, und dieser Inhalt liege jenseits des Herrschaftsanspruches der Technik.

Große Künstler haben das Epoche-Gefühl: sie registrieren seismographisch das auf uns Zukommende. Für Winkler war der Grundton dieses Gefühls eine Verzweiflung, aus der immer wieder die Chimäre des Nichts aufstieg, welche die Dinge, wie es im „Nachtmah!“ heißt, ‚verschwimmen‘ macht. Wie dann noch Kunst? Sie wird nicht allein Dingfindung, sondern auch Dingbefestigung sein müssen. Was aber ist zu tun, wenn doch nichts sich lohnt, getan zu sein? Die schönen Dinge fallen beziehungslos ins Leere, allenfalls ein Gegenstand des Konsums für heutige Kulturmache und Betrieb. Sie bleiben nur für den Künstler selber zwingend gültig, als die nicht verlöschenden Spuren des Heilen inmitten der Weltnacht, aufleuchtend allein noch in ihm. Er vermittelt sie uns dadurch, daß er sie spiegelt, und so ist auch das Werk E. G. Winklers eine große Spiegelung. Damit sie zustande kam, mußte er das Bild der Dinge in sich aufnehmen, es sich anverwandeln. Und in der Tat: jedes seiner Werke hat er seinem Dasein abgerungen, als eine Hinauszögerung des Untergangs im Anblick der äußersten Grenze. Jedes stellte nicht nur seine jeweilige Bewußtseinslage mittelbar dar, sondern *war* sie selbst: als existentielle Selbstaussage, von deren Wachheit jede Zeile zeugt. Das heißt nicht, er habe sein Leben zu einem Kunstwerk gemacht oder l’art pour l’art getrieben. Er war kein Artist im üblichen Sinne. Wohl aber sind alle seine Schöpfungen selbstkreative Akte, durch die er sein bedrohtes Ich gegen das Nichts zu retten sucht, in gültigen Spiegeln gültiger Bilder. Daher war jedes seiner Werke so groß und so sehr von den verdeckten Signaturen dieser Epoche erfüllt wie er selbst. Freilich mag die Tiefe des Schöpfers unter die Tiefe seiner einzelnen Schöpfungen hinabreichen und insofern auch der Satz seine Gültigkeit behalten, der sich, im „Nachlaß“, im Aufsatz „Die Freundin des Prinzen Eugen“ findet: Ein nachdenklicher Beobachter werde sehen, „wie das Werk, selbst das größte, sich ergibt als die beinahe beschränkte Verrichtung einer

um vieles größeren Menschennatur, – als ein nur ungefähres Gleichnis für sie, als Hinterlaß und Zeichen, das sich in seiner erklärbaren Tatsächlichkeit zu dem Geheimnis seines menschlichen Herkommens nicht anders verhält als die starre, in Kalkstein zu findende Schale zu dem unwiederbringlichen Muschelwesen, das sie erschuf und eine Weile benutzte“.

Eingangs wurde Felix Hartlaub ein Geistesverwandter Winklers genannt. In der handgreiflich gewordenen Zerstörung durch den zweiten Krieg hatte Hartlaub eine Figur des Selbstschutzes anvisiert, die er den „negativen Helden“ nennt. Der negative Held geht gleichsam im grauen Mantel der Tarnung durch die Zone der Gefahren hindurch und bescheidet sich beim Versuch, zu überleben. Überleben-Wollen: das ist die Antwort des Bewußtseins auf die undifferenziert sichtbar gewordene Gewalt der Vernichtung. Dem negativen Helden ist ein robuster äußerer Gegner entgegengesetzt, den er überlisten will. Wen oder was aber sollte Winkler überlisten? Etwa das Nichts? Wahrscheinlich hätte er, in der existentiellen Situation der inneren Heimatlosigkeit, der gegenüber die äußere noch wenig ins Gewicht fiel, den Ausweg des negativen Helden gar nicht gesucht. Er und Hartlaub standen beide in einer ähnlichen Situation: der des Navigierens im Sturm ohne einen Kompaß, wie er früher einmal durch eine feste Daseinsordnung, des Glaubens, des Weltbildes, des philosophischen Systems, geliefert worden ist. Winklers Heimatlosigkeit war als inneres Drama des Einsamen voll exponiert; bei Hartlaub, der noch den zweiten Weltkrieg bis zum Ende überstanden hat, hatte das gleiche innere Drama auch den äußeren Aspekt eines Schicksals hinzu erfahren, das nun viele Zeitgenossen teilen.

Daher war also Winkler der absolut Einsame. Von dieser Situation, die auch durch Liebes- oder Freundschaftskontakte nicht im Grunde zu beheben ist, spricht der Essay über den späten Hölderlin. An dessen späten, einer sanften Wahnsinnsnacht abgerungenen Gedichten macht Winkler deutlich, daß der Mensch dieser Epoche nur ein ‚Gast‘ ist, ein christlicher oder ein bloßer, d. h. einer ohne den Glauben. Winkler hielt sich – und darüber steht uns keine Entscheidung zu – für einen ‚bloßen Gast‘. In jedem Falle aber ist der heutige Mensch im Haus des Seins kein Eigner mehr, kein Inhaber, sondern ein Geduldeter, eben als Gast. Daraus folgt, daß die Dinge keinen ‚Herren‘ mehr haben, daß sie uns, wenn überhaupt, nur als Gastgeschenk zukommen. „Nur der Mensch, der zwischen den Grenzen irrt, ein im Hiesigen eigentlich Heimatloser, vermag sie wahrhaft beim Namen zu nennen. Dem Materialisten bleiben sie unauffällig: – ein Stoff, den er handhabt; dem Idealisten sind sie ein Hindernis, kantig und trübe. Der Demut aber des Gastes, des christlichen wie des bloßen, übergeben sich die Dinge in ihrer Ganzheit als Gastgeschenk.“ So kommt der Kunst neben dem Finden und neben dem Befestigen der Dinge ein Drittes zu: ihr Sichtbarmachen als Gastgeschenk, das wahrhafte Nennen ihrer Namen in Demut. Dieses Dritte ist der Versuch, Form und Gestalt dem Chaos zu geben, es zu scheiden. Der Künstler leistet diesen Versuch in seinem eigenen Ich, das so die Arena eines Wettkampfes wird. Von diesem Agón geht die merkwürdige Erschütterung aus, die mit leiser Beständigkeit aus

dem Werke Winklers dringt, aus dem Zweiklang von Heiterkeit und Schwer-
mut: so, als wollten die Dinge, die er rief und schied, ihm nun selber offener
und strömender entgegentönen. Form, umfassend gewollt, schien allein noch
Rettung zu verheißen; Form als Widerstand gegen das Nichts. Im sokrati-
schen Dialog „Die Erkundung der Linie“, seinem gedankenschwersten Wurf,
ist davon gleichnishaft die Rede. „Ich zeichnete“, sagt dort Vigilius, einer
der drei Gesprächspartner, „auf die abgründige Leere dieses Papiers eine
Linie, die, entsprungen jenem verborgenen Drang, der bildend an die Stelle
des Nichts die Hinterlassenschaft eines Wollens setzt, zunächst von keinem
andern Willen beseelt war als von dem, zu scheiden. Die Linie war da und
trennte. Das Nichts, das sie durchstrich, war in zwei Hälften geteilt . . .“

Sein Auge befähigte ihn zu einer geradezu unheimlichen Exaktheit der
Beschreibung. Es ist dann, als werde der von ihm geschilderte Stoff in seinem
Kern durchsichtig und gebe Verschwiegenstes preis. Ein Meisterstück dieser
Deskription ist die Studie „Im Gewächshaus“. Hier wirkt die pflanzliche
Natur, mit minuziöser Deutlichkeit geschaut, einen Bann, der den Beobachter
(wie seinen Leser) festschraubt. Tropisches Wachstum wird hier von innen
erlebt, als stummes Drama, fremd und unheimlich hinter allen klaren Bestimm-
theiten von Namen, Farben, Formen. Orchideen oder die plötzlich aufsprin-
gende *Victoria regia* werden, ohne gleichnishafte Pointierung und Metaphern,
zu Mustern des stummen, in sich kämpfenden pflanzlichen Seins. Der gleichen
Kraft des Treffens, des enthüllenden Zugreifens begegnen wir in seinen
Schilderungen von Landschaften, Kunstwerken und menschlichen Gestalten.
Hinter allem steht die Kraft des Fragens nach den Hintergründen des Seins,
nicht explizit, sondern situativ, und oft am nachhallendsten, wo keine Antwort
ist. So starrt in den „Legenden einer Reise“, und zwar im Stück über die vene-
zianische Insel Torcello und ihre Basilika, aus der linken unteren Bildecke des
großen Mosaiks vom Jüngsten Gericht, auch dem Leser höchst sichtbar, ein
schwarzer Dämon, ein helles Kind auf dem Schoß, das segnend die Hand
erhebt. War dies Kind, so wird gefragt, der Antichrist? „Der schwarze Dämon
war eher großartig als schrecklich. Etwas Schmerzliches drückte sich in ihm
aus. Etwas von Himmel und Hölle Unabhängiges . . . Mit traurigen, weit
geöffneten Augen blickte er vor sich ins Leere.“

Indessen soll hier nicht der falsche Eindruck erweckt werden, als hätte in
diesem Werk das Dunkle, Nüchtige oder gar das Verzernte das Übergewicht.
Es liegt an den Randzonen. Und um beim Beispiel der Basilica Santa Maria
Assunta auf Torcello noch einmal kurz zu verweilen: das Glück vollkomme-
ner Harmonie, das die frühromanischen Basreliefs auf der Chorschranke dem
Betrachter während vieler Stunden und Tage gewähren, ist glaubhaft. Auch
der Leser wird, dem detaillierten Gang der Beschreibung folgend, die Emp-
findung nachfühlen können, die folgender Satz zusammenfaßt: „Die Seele
verharrte in herrlichem Gleichgewicht. Schwebend schien alles, – vorhanden
und möglich, keineswegs ausgelöscht . . .“ – Vollends in den letzten Werken
gewinnt diese Kunst eine Heiterkeit in der Trauer, ein gemessenes Largo
mit den huschenden Lichtern des Humors. Sie ist das Geheimnis der glücklich-

ten Form, die immer, im Sinne Schillers, ‚heiter‘ sein wird. Im schönsten Stück der „Legenden einer Reise“, im „Boccia-Spiel“, fällt ein versöhnender Glanz auf die zerrissene Welt, in der vollendeten Würffigur einer Kugel ist noch die heile Ordnung von einst. In der bunten Reihe der Spieler, des Polizisten, des Apothekers, des Gärtners Enrico und seiner Frau Mafalda, des Hotelierssohns Rino, der mit seiner Freundin Lydia zum Zirkus durchbrennen will, weil das väterliche Hotel nicht eben ein Geschäft ist, – sie alle dem südlichen Dasein abgeschaut und gleich Figurinen leicht bewegt, – wird das Menschliche mit seinem bißchen Eitelkeit, seiner Freude am Spiel, seinem Genügen am schwerelosen Glück der Augenblicke zu einem liebenswerten Eidyllon, woraus die Gestalt des dicken ‚Mannes von Udine‘ mit einem Zug ins tragisch Große hervorragt. Er schob sich vorwärts, „einem riesigen Schiffe vergleichbar, insofern als er vorankam, ohne daß man gesehen hätte, von wo aus an seinem gebuchteten Leibe der Antrieb einer Bewegung eigentlich ausging“. Man mußte ihm die Kugeln beim Spiel reichen, da er sich nicht nach ihnen bücken konnte. Sein Gesicht war formlos verquollen, Augen und Nase traten aus den Fleischpolstern kaum hervor. Aber dieses Gesicht legte sich nach einem gelungenen Wurf in „verklärende Falten“, und dahinter erschien ein anderes, zweites, das „mit schönen Zügen nach innen gerichtet zu lächeln begann“.

Winklers Kunst läßt immer wieder jenes zweite, verborgene Antlitz erscheinen, das mit schöneren Zügen nach innen lächelt. Es verklärt die Welt der Fraueninsel im Chiemsee zu jenem unvergänglichen, im Hauch liebender Erinnerung hingemalten Prosa-Bild aus Worten, als das sein letztes Stück, „Die Insel“, uns überkommen ist. Und es erscheint mit antiker Großartigkeit über der Landschaft des segestischen Tempels und dem strengen Wunder seiner Säulen, als die tragische Apotheose des europäischen Geistes, mit der dieses „Gedenken an Trinakria“ beschlossen wird.

In der erstaunlich kurzen Frist von drei, vier Jahren hat Eugen Gottlob Winkler die Reife seiner Meisterschaft gefunden, mit der Fähigkeit, sein Thema, im Gegensatz zur eigenen Unrast und dem ständigen Gehetztsein, gelinde aus sich selbst heraus ausrollen zu lassen und dem Gegenstand nicht eilig, sondern gelassen die innere Entfaltung zu geben. In seinem Schreiben beherrschte er die Kunst der Stille, in der die Dinge selbst zu reden beginnen. Er experimentierte nicht mit ihnen, er ging sie behutsam an. Wohl aber experimentierte er bis zum äußersten mit seiner eigenen Widerstandskraft, und wir können das Unmaß von Verzweiflung nur ahnen, das ihn zum Untergang trieb. Im Werk findet sich nichts von greller Verzweiflung. Alle Versehrungen, auch wo sie sichtbar sind, bleiben im Maß der hohen Form gebändigt.

Es ist kein Zufall, daß in unserer Epoche des ‚Stil-Vakuums‘ (Broch) sein eigener Stil konservativ wirkt. Er war es, mit voller Absicht. Anders wäre wohl der Überdruck des Inhalts nicht zu bändigen noch vor dem allzubaldigen Zerspringen zu bewahren gewesen. Die Innenspannung des Höchstsensibeln und Reizbaren, von der oft auch der Inhalt seiner Aussage erfüllt ist, kommt in der Form zum Gleichgewicht. Daher liegt nahe, daß sein Stil antiexperimen-

tell sein mußte und nicht zur Verwendung etwa nachexpressionistischer Muster griff. So paradox es klingt: es war reifer Spätstil, Frucht der hochbeschleunigten künstlerischen Reife.

Nach wie vor ist umstritten, was bedeutender sei: seine Lyrik oder seine Prosa. Ich selbst würde jetzt Bedenken haben, die Lyrik geringer zu stellen, meine aber nach wie vor, daß sein eigener strengster Anspruch an die Form in seiner Lyrik noch nicht so vollkommen erfüllt war wie in der späten Prosa, wohl nicht zuletzt darum, weil Prosa an sich in ihren ausgefalteten Inhalten einläßlicher ist und eine minder hohe Anstrengung des Begreifens voraussetzt. Winklers Gedichte sind im Range verschieden, doch hat er selber seiner Lyrik den Vorrang vor der Prosa zuerkannt und offensichtlich von ihr sein Bestes erwartet. An dieser Einstellung des Autors sollte man nicht vorbeigehen. Freilich zielt er in seinen Gedichten überall mit Nachdruck auf die Verfremdung: jeder Rest von Alltäglichkeit ist abgezogen. Es wird an den Leser ein Anspruch gestellt, der ihn nicht selten überfordert. Manches ist ohne Kommentar überhaupt nicht zu verstehen, zum Beispiel die „Terzinen aus dem täglichen Leben“, worin er die sonst unverständliche Trope „o Aas im Bienenschwarm“, entstanden aus einer verkürzten Erinnerung, im Brief (23. 5. 1933) erläutert. Es kommt hinzu, daß er sich jeden leisesten Anklang an Stimmungs- und Gefühlslyrik verbot, ja das Stimmungshafte als solches geradezu für minderwertig hielt. Seine Verse sind durchgängig von gewollter Härte, spröde, zuweilen gegenmelodisch. Bevorzugt wird der Trochäus, der von Natur körnig und dunkel ist, mit einem Wechsel von Jamben, Spondeen Dactylen und Anapästen. Die Gedankenketten sind äußerst verkürzt, verdichtet, die Metaphern setzen ein breites Bildungswissen voraus. Ersichtlich ist der Weg zum großen Hymnenstil, der sich nachdrücklich im „Nachtstuhl“ anbahnt. Damit strebt diese Lyrik – warum auch nicht! – einem eklektisch höchsten Bezirke zu. Er wollte, möchte uns scheinen, nichts Geringeres, als im metrischen Gefüge die zerstörte Ordnung des Seins wiedergewinnen; so zwar, daß nun Gedanke, Bild, Empfindung im gebundenen Wort ein neues Gleichgewicht von Materie und Geist fänden.

Es versteht sich, daß auch seine Prosa nicht auf der stets gleichen Höhe liegt. Solches zu fordern wäre unbillig, doch ist der hohe Bogen seiner Kunst hier wohl noch sinnfälliger. Woran ihn sein frühes Ende hinderte, worauf aber zahlreiche Ansätze deuten, war die Ausbreitung ins Weite, nach vielen Seiten hin. Wahrscheinlich hätte er – die zahlreichen epischen Entwürfe der Spätzeit lassen darauf schließen – dem deutschen Roman eine Wendung geben können, in der Weltoffenheit, Ichproblematik und Gesellschaftskritik sich zusammengefunden hätten. Das alles sind Spekulationen. Hätte das ‚kopernikanische‘ Weltbild unserer Literatur dann vielleicht einer vertieften ‚Geozentrik‘ das Feld geräumt? Das jähe Ende läßt auch alle diese Fragen offen.

Doch jetzt: – der jung verstorbene, der im Wesensgrund uralte Winkler ist im Werk wieder gegenwärtig. Es liegt bei uns, ihn aufzunehmen und seiner zweiten Wiederkehr die Dauer zu bereiten.

BLICK IN DIE ZEIT

GERHARD KNAUSS / EUROPA – VON WEITEM GESEHEN

Neulich fragte ich einen Japaner, der von einem längeren Studienaufenthalt in Europa zurückkehrte, nach seinem allgemeinen Eindruck. „Deutschland ist sehr klein geworden“, war seine lächelnde Antwort. „Natürlich meine ich das nicht nur geographisch. Auch die Gedanken sind klein.“ „Klein, verglichen womit?“ fragte ich. „Verglichen mit dem, was wir uns von altersher unter Deutschland vorstellen. Aber eigentlich gilt das nicht nur für Deutschland, fügte er begütigen wollend hinzu, sondern für ganz Europa. Ganz Europa ist klein geworden. Klein wie jemand, der große Sorgen hat und sich nur noch um seine eigenen Sachen kümmert.“

Ich habe hier im Osten seit Jahren Gelegenheit, Ähnliches zu hören, und zwischen Selbstkritik und Kritik übertriebener Erwartungen bleibt doch die Tatsache bestehen, daß jener Japaner im Grunde recht hatte. Früher zogen die Europäer hinaus in die Welt mit dem Gefühl eigener geistiger Sicherheit, und sie stießen auf die anderen mit dem Bewußtsein der unbezweifelten Überlegenheit; um zu erobern, zu predigen, zu handeln. Die Sicherheit zu Hause gab die Überlegenheit nach außen. Heute haben wir die Sicherheit verloren und damit die Großzügigkeit, und unsere Überlegenheit wirkt krankhaft und entlädt sich in Zynismus und beleidigtem Selbstgefühl.

Aber das ist bekannt, und man brauchte darüber nicht viel Worte zu verlieren. Es kommen aber noch ganz andere Dinge hinzu. Europa hat nicht nur faktisch seinen Einfluß in der Welt verloren, sondern auch sein Interesse an der Welt. Und zwar vor allem sein geistig-missionarisches Interesse.

Es sind z. B. heute weniger Europäer in Ostasien als im Jahre 1914, obwohl die Bevölkerung Europas sich inzwischen um ein Drittel vermehrt hat und Ostasien inzwischen geographisch und politisch viel näher gerückt ist. In Deutschland studieren heute weniger Chinesisch oder Japanisch als vor 1914, obwohl die Zahl der Studenten sich inzwischen verdoppelt hat, und es erscheinen weniger bedeutende und authentische Werke über Ostasien oder Übersetzungen japanischer oder chinesischer Literatur, und sofern sie erscheinen, stammen sie größtenteils von deutschsprechenden Japanern und Chinesen oder sind Nachübersetzungen aus dem Englischen wie die im Inselverlag erschienenen „Erzählungen des Prinzen Genji“. In Tokio befindet sich zur Zeit kein einziger hauptamtlich akkreditierter deutscher Journalist, in Hongkong einer, und der nächste in New Delhi. In ganz Ostasien – und das heißt praktisch Japan – befinden sich zur Zeit auf Grund von Stipendien 5 deutsche Studenten und junge Gelehrte, dazu kommt ein halbes Dutzend Lehrer an Universitäten, die aber z. T. schon dreißig und mehr Jahre im Lande sind, während wir um 1925 gegen 40 hier hatten. In den vier Jahren, in denen ich in Japan bin, kamen zu kurzen Studienaufenthalten nur 4 Fachgelehrte vorübergehend hierher.

Und diese Veränderung ist keineswegs in einer veränderten Haltung der Japaner begründet. Als ich im ersten Jahr meines Aufenthaltes auf einer großen Reise durch Japan als erster Deutscher nach dem Kriege mehrere Universitäten besuchte, überfiel man mich geradezu mit Anfragen nach jungen deutschen Akademikern, aber als ich mich daraufhin an deutsche Bekannte und Universitäten wandte, fand ich so wenig Interesse, daß bis heute nur zwei Stellen besetzt werden konnten.

Von den 1100 Deutschen, die heute in Japan leben, sind die meisten alte „Ostasiaten“, Geschäftsleute und Diplomaten, aber man trifft sehr wenig junge, die es nach dem Kriege in den Fernen Osten drängte.

Ich habe unter meinen Bekannten in Deutschland eine Art Umfrage veranstaltet: Was

weißt du von Japan? Es war kläglich. Nur wenige wußten mehr als zehn Begriffe im Zusammenhang mit Japan überhaupt, niemand kannte die Namen der Hauptinseln, wenige wußten mehr als zwei oder drei Städtenamen, fast niemand hatte je etwas von dem geheimnisvollen Volk der Ainus im Norden gehört, die Kenntnisse über japanische Kultur gingen nicht über die Begriffe Geisha, Tenno, Samurai, Kamikaze und Kimono hinaus. Niemand wußte vom alltäglichen Leben mehr, als daß man viel Reis ißt und Tee trinkt, aber niemand hatte je ein japanisches Haus gesehen oder japanische Musik gehört oder hatte eine Vorstellung vom japanischen Theater. Die japanische Geschichte war dunkel bis zum russisch-japanischen Krieg und von der Meirevolution und von der Sozialstruktur vorher und nachher war kaum mehr als ein Dämmer. Shintoismus und Buddhismus sind dem Namen nach bekannt, aber wer weiß darüber in Deutschlands breiten Massen heute Genaueres? Natürlich spreche ich von den breiten Massen, nicht von den Gelehrten. Ich meine auch die breiten Massen in Japan, wenn ich vergleiche. Und der Vergleich ist nicht immer vorteilhaft für uns. Ob er berechtigt ist oder nicht, jedenfalls ist in Japan ein ungeheuer viel größeres Interesse an Deutschland als in Deutschland für Japan. Und das gleiche gilt für die tatsächlichen Kenntnisse. Jeder japanische Gymnasiast kennt z. B. Heidelberg; ich habe mehrere Cafés mit diesem Namen gesehen, man weiß vom Studentenprinzen und vom Karzer in der Universität Dinge, die ich als Heidelberger erst hier lernen mußte. Adenauer ist ein Begriff in jedermanns Munde, und man ist immer neugierig, über die Möglichkeiten der Wiedervereinigung etwas zu hören. Man kennt große deutsche Firmen, Sportler und Künstler und ist verliebt in deutsche klassische Musik. Wie oft passiert es mir, daß ich mein altes Auto in eine Garage bringe und fünf Minuten darauf mich mit den Mechanikern in einer lebhaften Diskussion über Beethoven, Goethe oder Wagner befinde und ängstlich verzweifelt zu meinem Auto hinüberschiele, weil ich ja als deutscher Lehrer die Leute nicht enttäuschen darf, aber im Moment mir mein nicht funktionierender Vergaser viel wichtiger ist als Beethoven und Goethe.

Der amtierende Bürgermeister der größten deutschen Stadt wurde neulich anlässlich der 500-Jahr-Feier der Stadt Tokio vom Magistrat eingeladen und hielt während seines Aufenthaltes auch im Klubhaus der deutschen ostasiatischen Gesellschaft einen Vortrag. Dabei machte er die erstaunliche Bemerkung, daß er und einige andere europäische Kollegen mit einiger Bestürzung festgestellt hätten, daß sie zwischen den asiatischen und afrikanischen Kollegen in der Minderzahl seien und daß ihm das zu denken gegeben habe über unsere europäische Situation. Muß man als Deutscher heute nach Asien kommen, um mit Überraschung festzustellen, daß es mehr Asiaten als Europäer gibt? Weiß man in Europa nicht, wenn nicht statistisch genau, so doch ungefähr und in seiner Bedeutung, daß die abendländischen Völker, d. h. Europa westlich von Rußland, dazu Nordamerika und Ozeanien zu Beginn unseres Jahrhunderts rund 30% der Menschheit, jetzt aber nur noch 23% ausmachen und am Ende des Jahrhunderts nach den Schätzungen von Sachverständigen auf 20% zusammengeschmolzen sein werden?

Welche Erklärungen haben wir für dieses mangelnde Verständnis der Welt da draußen? Denken wir nur noch ökonomisch, indem wir darauf hinweisen, daß der Ostasienhandel nur 3% unseres Gesamthandelsvolumens ausmacht? Oder vielleicht bedarf es zur wirklichen Erfassung unserer Situation eben doch mehr als nur der theoretischen Kenntnisse. Vielleicht muß man wirklich einmal dem Gefühl ausgesetzt sein, als einzelner Europäer unter den Massen der Asiaten unterzugehen, damit diese Gedanken Gewicht bekommen. Vielleicht muß man Europa wirklich einmal von weitem sehen, um sich von seinen Vorurteilen ganz abzusetzen. Arnold Toynbee ist studienhalber seit einigen Monaten in Japan, und ich habe seine Vorträge während dieser Zeit verfolgt und glaube, ich täusche mich nicht, daß man auch bei ihm diesen Vorgang beobachten kann, wie die vorher so oft aus-

gesprochenen gesamt menschlichen Gedanken plötzlich sehr schwerwiegend werden, als hätte er jetzt erst endgültig realisiert, daß die Menschheit nicht aus Europäern und anderen besteht.

Als die ersten Berichte über die Bestrebungen zu einem europäischen Zusammenschluß durch die japanische Presse gingen, war die Reaktion sehr gemischt, um nicht zu sagen mißtrauisch. Dieses Mißtrauen ist sehr verschieden und schattiert. Es reicht von den Befürchtungen der Kaufleute vor verschärften Konkurrenzbedingungen auf dem Weltmarkt und dem versteckten Ressentiment der Nationalisten, die angesichts der Isolierung Japans in Asien, zu dem es geographisch und rassisch gehört, von dem es sich aber zivilisatorisch-technisch sehr weit entfernt hat, eine ähnliche großasiatische Lösung erträumen, bis zu den ehrlichen Besorgungen der Idealisten einer Weltvereinigung, der europäische Zusammenschluß könnte auf Grund seines defensiven Charakters zu einer neuen politischen „Klumpenbildung“ führen, zu einem Nationalismus auf höherer Ebene. Europa könnte zusammengeschlossen und seiner wiedergewonnenen Stärke vertrauend noch einmal Front gegen Asien machen. Was man also befürchtet, ist einerseits, daß Japan, nachdem es in einem harten Kampf die europäischen Länder im großen und ganzen eingeholt hat, sich durch ein vereinigtes Europa wieder hoffnungslos zurückgeworfen finden könnte, andererseits, daß die Fortschrittlichkeit Europas auf dem Wege seiner Integration eine reaktionäre Bewegung sein könnte im Gange der Menschheit zu einem globalen Zusammenschluß.

„Eine europäische Zollunion und eine Freihandelszone mag für einige Nationen vorteilhaft sein, aber wie steht es mit dem Interesse der übrigen Länder der Welt?“ schrieb neulich der Kommentator der Japan Times. Und der japanische Delegierte bei der UN, Kawasaki, drückte vor dem Wirtschaftsausschuß der Vollversammlung die Meinung seiner Regierung aus, daß der westeuropäische Block nicht nur das Interesse seiner eigenen, sondern auch aller anderen Länder garantieren müsse. Seine Bemerkungen ließen dabei die geheime Absicht erkennen, die Vorgänge in Europa als Forum zu benutzen, um die Schwierigkeiten Japans in Asien in den Blickpunkt des Ausschusses zu bringen. Was er wollte, war, auf den Gegensatz der übernationalen Bestrebungen in Europa und der von Japan gefürchteten Nationalisierung der Wirtschaft in den unterentwickelten Ländern Asiens aufmerksam zu machen. Ein übernationaler Zusammenschluß Europas im gleichen Augenblick, in dem die asiatischen Länder beginnen, auf eine national unabhängige Wirtschaft hinzuarbeiten, würde Japan in eine peinliche Situation bringen. Es sähe sich von dem inneren Wettbewerb des europäischen und Commonwealth-Marktes ausgeschlossen, in Amerika vor neuen Einfuhrbeschränkungen und in Asien im Kampf mit wachsenden nationalen Vorurteilen.

Was die hier angedeutete Kritik bestimmt Richtiges enthält, ist, daß, so wie Europa nur ein Teil der Welt ist, der europäische Zusammenschluß nur eine Zwischenstufe einer globalen Integration sein darf. Und es ist zweitens wichtig, bewußt zu halten, unter welchem Vorzeichen dieser europäische Zusammenschluß geschieht. Denn ohne Zweifel geschieht er aus einem Instinkt der Selbstbehauptung, und sein stärkster Motor ist die Angst vor der Bedrohung aus dem Osten. Zumindest würden ohne diese Bedrohung die nationalen Widerstände noch für eine Weile stärker geblieben sein. Und die Tatsache, daß Europa von außen her zum Zusammenschluß gedrängt wurde, zeigt, daß dieser im großen Gang der Weltgeschichte gegenüber den Integrationen auf dem nordamerikanischen Kontinent und in Rußland mit einer gewissen Verspätung erfolgt. Die europäische Idee ist nicht aus einem natürlichen Gefühl der Solidarität des europäischen Menschen zu einer politischen Notwendigkeit gereift. Erst in dem Augenblick, als die nationalen Interessen mit nationalstaatlichen Mitteln nicht mehr zu erreichen waren, wurde das europäische Denken „euro-

päisch“. Das Motiv, gegenüber den anderen großen Blockbildungen der Erde die eigenen Interessen durchzusetzen, gibt diesem Europa von weitem den Charakter feindlicher Abschließung und, besonders von den ehemals von Europa dominierten Gebieten aus gesehen, einer reaktionären Verhärtung auf seine alte Vormachtposition.

Allianzen und Bündnisse werden, wie die Geschichte zeigt, unter äußerem Druck verhältnismäßig leicht geschlossen. Es ist das eine Frage des Kompromisses zwischen den Chancen des Überlebens mit Konzessionen oder des Untergangs ohne Konzessionen. Aber die andere Frage ist, wie diese Koalitionen weiterbestehen, denn es ist schwer, nachträglich das Vorzeichen zu ändern, unter dem sie entstanden sind, ohne sie der Auflösung anheimzugeben. Und die Gefahr eines vereinigten Europa unter defensivem Vorzeichen ist, daß es sich hinter seinen Vorteilen und Vorurteilen gegen die übrige Welt verschanzt. Es könnte eventuell schwer werden, die berechtigten innereuropäischen Vorteile eines ökonomischen Zusammenschlusses später mit anderen Ländern zu teilen, und es könnten gerade diese zeitweiligen Vorteile sein, hinter denen die alten Vorurteile weiter gehütet werden. Das Affrontieren liegt tief im europäischen Wesen. Jaspers hat neulich davon gesprochen: „Die christliche Welt schließt diesen Gegensatz in sich: die tödliche Feindschaft aus dem Ausschließlichkeitsanspruch und die liebende Zugewandtheit zu allem, was Menschenantlitz trägt.“ Die moderne Geschichte seit der Erschließung der außereuropäischen Welt und dem Beginn des Kolonialismus zeigt in jeder ihrer Phasen diese Doppelgesichtigkeit. Europa hat mit offenen Armen von seinem geistigen Überfluß gespendet, und die Welt lebt heute buchstäblich davon. Aber Europa hat sich in derselben Zeit sehr wenig bereit gezeigt, von den anderen etwas zu lernen, ja auch nur tolerant zu sein. Die Weisheit Asiens ist auf unser Denken ohne Einfluß geblieben, die Entdeckung der asiatischen Hochkulturen hat zu keiner inneren Verwandlung geführt wie die des Griechentums in der Renaissance. Wir waren nicht einmal bereit, die asiatische Grundidee der religiös-geistigen Toleranz zu akzeptieren, und heute, wo sich diese Idee im Zusammenhang mit dem Verlust der weltpolitischen Vormachtstellung durchzusetzen beginnt, ist die Gefahr gegeben, daß eine ökonomisch-politische Stärkung Europas einer Rückkehr zu alter Intoleranz Vorschub leisten könnte. Es ist zumindest verständlich, warum viele Asiaten heute die Befürchtung äußern, daß einige europäische Staaten ein vereinigtes Europa vielleicht dazu benutzen könnten, ihre gescheiterten kolonialen Positionen wieder zu stärken. Wir dürfen nicht vergessen, daß für die Inder Europa „England“ bedeutet, für die Indonesier „Holland“, für die Indochinesen „Frankreich“, und damit stößt „Europa“ in allen diesen Ländern auf schärfstes Mißtrauen.

Aus alledem soll und kann keineswegs ein Schluß gegen die Integration Europas abgeleitet werden, sondern es soll nur auf einige Gefahren darin aufmerksam gemacht werden, die in der gegenwärtigen Auseinandersetzung um die Verwirklichung dieser Idee innerhalb Europas vielleicht nicht bemerkt werden. Angesichts der Erfahrung unserer Vergangenheit und gegenüber den Notwendigkeiten unserer Gegenwart ist die Integration von Europa aus gesehen zweifellos die beste Lösung, aber das schließt nicht aus, daß sie in den Augen Außenstehender Mißtrauen erregt. Was geschehen muß, ist, diesen potentiellen Gefahren vorzubauen. Die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa“ darf nicht gegen jemand gerichtet sein, sie darf auch nicht unter dem Motto einer europäischen Monroe-doktrin stehen, sondern sie muß eine Keimzelle sein, die sich zu einer globalen Einheit auswachsen kann.

Die europäisch-technische Zivilisation hat die Welt zu einer Verkehrs-, Konsum- und Produktionseinheit gemacht. Aber diese Einheit ist nur vorläufig. Sie ist nur ein Instrument und hat noch keinen positiven Inhalt. Man kann nicht an Maschinen und Elektrizität und höheren Lebensstandard glauben. Die Frage ist, ob wir heute einen solchen Inhalt mitzu-

geben vermögen, der allgemein anerkannt wird. Die europäische Technik wird heute von allen Menschen der Welt und von ihren neuen Adepten mit weniger Vorbehalt als von den Europäern akzeptiert. Diese Technik wird dabei so wenig mit Europa identifiziert, daß man oft hier Mühe hat, z. B. einen Indonesier darauf aufmerksam zu machen, daß er sich mit der radikalen Verurteilung seiner ehemaligen europäischen Herren und der gleichzeitigen begeisterten Aufnahme der europäischen Technik in einen seltsamen Widerspruch setzt. Und hier läge die Aufgabe aller Verantwortlichen und Gebildeten in den ehemals kolonial beherrschten Ländern, dahin zu wirken, daß über dem Ressentiment gegen die einstigen Herren der Dank für deren kolonisatorische Arbeit nicht vergessen wird. Ich habe auf meinen Reisen hier im Osten noch nicht eine Bekundung des Dankes an den europäischen Geist erfahren, aber sehr viel Kritik an der kolonialen Ausbeutung.

Die Frage ist, ob Europa der Welt einen allgemein menschlichen Inhalt zu geben vermag, der allgemein akzeptabel und allgemein verbindlich die vorläufige technische Einheit der Welt zu einer Kultureinheit erheben würde. Die Jugend Asiens hat sich in einem in der Geschichte einzig dastehenden Beispiel von ihrer klassischen Vergangenheit losgesagt und gibt sich der europäischen Technik mit Leib und Seele hin. Die Jungen können hier oft schon nicht mehr verstehen, warum wir Europäer noch Interesse an alten chinesischen Tempeln und malaiischen Tänzen und japanischen Sitten haben. Sie sind in gewissem Sinn rücksichtslos modern als wir. Aber der technische Rausch wird nicht für immer ihre Seelen in Bann halten können. Die menschliche Leere der technischen Zivilisation wird auch hier einmal zum Vorschein kommen, und dann erhebt sich die Frage: womit wird diese Leere gefüllt?

Und an uns Europäer geht die Frage: was haben wir, die wir mit der Technik länger vertraut sind, die wir an sie nicht „glauben“, die wir überhaupt viel ungläubiger und skeptischer sind als die, was Erfahrung anbetrifft, so jungen Völker Asiens, was haben wir zu bieten? Was sagt man einem Araber aus der Syrischen Wüste, einem Indonesier aus dem Dschungel Sumatras und einem Japaner aus der 8-Millionen-Stadt Tokio, wenn er einen erwartungsvoll danach fragt, was er in der heutigen Situation tun soll, sein Vater ein Beduine oder ein Eingeborener im Dschungel oder ein Bauer im japanischen Hinterland, er selbst ein Student der Medizin oder ein Ingenieur oder ein Kaufmann, seine Familie an Waldgeister glaubend oder an den Kaiser oder an Allah, er nur auf seine wissenschaftlichen Kenntnisse vertrauend und deren praktische Resultate. Die technische Zivilisation ist moralisch ganz neutral; sie gibt keine Regeln des Verhaltens an die Hand, und sie mißt nur nach dem Erfolg. Aber woran bemißt man das Gut und Böse des Erfolgs? Der junge japanische Arzt, dessen Eltern den Sinn des Lebens in der Größe und Gesundheit der Familie, der Sippe und des Volkes, repräsentiert im Kaiser, sahen, und der nun plötzlich seinen Patienten Geburtenkontrolle predigt und in dessen Land jährlich etwa 3 Millionen legale Aborte durchgeführt werden, was antworte ich ihm, wenn er mich nach der Lebensphilosophie fragt, die hinter dieser so praktizierten europäischen Medizin steht?

Unsere Antwortlosigkeit zeigt, daß sich auch für uns gewaltige Veränderungen vollzogen haben, daß unser Nichtmehrwissen in entscheidenden Fragen größer geworden ist und damit unser Gefühl der Sicherheit geschwunden. Die Horizonte haben sich plötzlich ins Ungeheure geweitet. Der europäische Geist ist unfähig geworden, die von ihm aufgeworfenen Probleme zu beantworten, die von ihm aufgeschlossene Welt auch zu umschließen.

Das Zeitalter der kolonialen Eroberungen endet, von der verspäteten Aggression gegen Abessinien abgesehen, eigentlich mit dem Jahre 1917. Die ganze Erde war praktisch kolonial erschlossen, und in jenem Jahr begann, in Indien, der Prozeß der langsamen Emanzipation der Kolonien vom Mutterland. Seitdem, faktisch seit 1945, sind in Asien und Afrika nicht weniger als 16 neue Nationen mit über 700 Millionen Einwohnern entstanden, die

mit den 580 Millionen Chinesen zusammen über die Hälfte der Erdbevölkerung ausmachen. Aber welchen politischen Gedanken etwa haben wir angesichts dieser umwälzenden Ereignisse in den letzten 50 Jahren hervorgebracht, der weit genug wäre, die neu erwachenden Völker darin aufzunehmen? Was sagen wir diesen Völkern heute, wenn wir nicht gerade mit ihnen um materielle Vorteile feilschen? Welche Möglichkeiten bieten wir diesen erwachenden Völkern an, deren Zukunft davon entschieden wird, welche Glocken ihnen den Morgen ihrer selbständigen Geschichte einläuten! Das deutlichste Beispiel liefert China. Aus einem 1000jährigen Halbschlaf aufwachend und plötzlich mit der technischen Zivilisation konfrontiert, war die Frage, ob diese Zivilisation unter der Idee der Freiheit oder der Gleichheit, d. h. mit amerikanischem oder mit russischem Vorzeichen akzeptiert wurde, und es wird von jetzt an schwer sein, den ersten Eindruck zu verwischen, in dem die „Freiheit“ mit dem reaktionären und korrupten System Tschiangkaischeks assoziiert wurde und der Kommunismus mit dem modernen und fortschrittlichen Geist der technischen Revolution. Das war nicht das Verdienst des Kommunismus, sondern das mangelnde Verständnis der historischen Situation durch den Westen.

Wir befinden uns im Übergang von der „klassischen“ Geschichte zur Weltgeschichte, und entscheidend ist: wie und was für eine Welt bereiten wir uns? Dabei sind verschiedene Gebiete der Erde verschieden weit fortgeschritten. In Amerika und Rußland haben sich schon übernationale Sphären gebildet, Europa ist dabei, das gleiche zu tun, die Länder Vorder- und Ostasiens erwachen und erinnern sich ihrer nationalen Vorvergangenheit, die Völker Afrikas beginnen dagegen erst, aus ihrer Vorgeschichte kommend, in die moderne Geschichte einzutreten. Europa befindet sich geschichtlich zwischen Amerika-Rußland und den übrigen Ländern Asiens. Und doch ist es zugleich Rußland und Amerika voraus, denn die einheitbildenden Ideologien beider Sphären haben ihre Heimat in Europa und gelten dort in ihrer Extremität schon als veraltet.

Die Mehrzahl der Völker der Erde befindet sich also noch auf der Stufe der isolierten Nationalstaaten, und es zeichnen sich in dieser Situation zwei geschichtliche Möglichkeiten ab. Ein direkter Weg vom Nationalstaat zur Welteinheit, wofür die UN richtungsweisend ist, und ein indirekter Weg über die Bildung von übernationalen, aber noch immer partikularen Blöcken. Der erste Weg scheint der schnellere und sicherere, aber den einzelnen Staatsindividuen fehlt die Kraft und allen gemeinsam die Solidarität, um die Idee der Welteinheit voranzutreiben; der zweite bringt durch die Massierung partikularer Interessen und Schicksale die nötige Dynamik in die Entwicklung, aber er ist mit Gefahren umgeben. Die Bildung von übernationalen Blöcken könnte den Hintergrund für eine Art von Übernationalismus bilden. Die historischen Nationalstaaten sind ja auch erst aus dem Zusammenschluß kleiner Feudalterritorien entstanden dadurch, daß es galt, größere, überfeudale Interessen nach außen hin zu verteidigen. Und wenn man heute etwa das Zusammenwachsen des arabischen Blockes beobachtet, so entdeckt man dabei ähnliche irrationale Kräfte am Werk wie bei der Entstehung der europäischen Nationalstaaten. Der Mythos, der heute die Araber vereint, ist ähnlich dem, der einst die Deutschen und Franzosen und Engländer zu Nationen machte. Was hat ein Araber Marokkos mit einem Ägypter oder Iraker gemeinsam? Weder Sprache noch Rasse noch Kultur. Aber ein gemeinsames Interesse gegen die Weißen oder Europäer.

Der Zusammenschluß Europas würde aber nicht auf gleicher Stufe stehen mit dem des nordamerikanischen Kontinents oder der eventuellen Union der arabischen Staaten. Es wäre ein Ereignis par excellence, weil die europäischen Nationalstaaten das Muster aller ähnlichen Bildungen in den übrigen Kontinenten abgaben. Mit Europa hätte der Nationalismus seine Heimat verloren. Es wäre der Abschluß einer Epoche moderner Geschichte.

Aber Europa war durch seine nationale Gliederung auch immer der offene Kontinent, durch seine Geographie wie dazu prädestiniert. Es war offen für immer neue Möglichkeiten des Denkens, und der innere Machtkampf trieb diese Möglichkeiten ununterbrochen hervor. Die einmalige nationale Vielgliedrigkeit war ohne Zweifel so gerade ein Grund für die einmalige politische Entwicklung Europas in der Neuzeit. Auf Grund dieser einmaligen Position, die es gegen Ende des 19. Jahrhunderts erreichte – nie hatte irgendein Gebiet der Erde einen solchen absoluten Vorsprung vor allen übrigen gewonnen – und auf Grund seines kulturmissionarischen Geistes hat Europa der ganzen Welt einen einmaligen Dienst geleistet. Es waren nicht nur die christlichen Missionare und Humanitätsprediger, die ihre Aufgabe in den vier Kontinenten als ein Dienen verstanden. Der europäische Geist hat in Japan ebenso gedient, einem ins Ungeheure anwachsenden Volk die materiellen Lebensbedingungen zu liefern, wie in Indien und China uralten Völkern zu einem neuen nationalen Selbstbewußtsein zu verhelfen. Es war der europäische Geist, der den Dornröschenbann brach und die seit 1000 Jahren schlummernden Völker erlöste, auch wenn sich die Konsequenzen dieses Erwachens gegen die unmittelbaren Interessen der europäischen Kolonialmächte auswirkten. Es wurde dabei nur der ursprüngliche Widerspruch des europäischen Geistes offenbar: die Kolonialmächte brachten mit ihren Kanonen die Ideen von Humanität und Menschenrechten, deren Entwicklung sie schließlich aus ihrer Herrenposition vertreiben mußte. Europa diente mit seinem Geist, obwohl es mit seinen Kanonen herrschte, und die Folgen seines Dienens waren anhaltender und gewichtiger. Auch für uns. Auf unsere Kanonen können wir uns heute nicht mehr berufen, aber wo immer in der Welt das Europäische Fuß gefaßt hat, da haben wir uns eine Heimat geschaffen, in der wir uns zu Hause fühlen können. Und heute wartet die afrikanisch-asiatische Welt nicht weniger auf die erlösenden Ideen von Europa, um sich aus dem Rausch des Nationalismus zu befreien. Europa als der Held aller modernen politischen Ideologie hat, was historische Erfahrung anbelangt, trotz allem gegenteiligen Anschein einen großen Vorsprung. Wir können diesen Vorsprung eifersüchtig zu wahren und weiterhin in reale Macht umzusetzen versuchen, oder wir können auf Grund unserer reiferen Erfahrung den politisch jungen Völkern über ihre Anfangsschwierigkeiten hinweghelfen. Die Verantwortung liegt immer bei dem Reiferen und Erfahrenen. Der Ältere sollte immer fähig sein, die Situation des Jüngeren zu verstehen, aber man darf nie von der Erwartung des Gegenteils ausgehen. Wir müssen von uns aus zu den Völkern Asiens und Afrikas Brücken schlagen, und die politische Integration Europas könnte eine Möglichkeit sein, aus einem wiedergefundenen Selbstbewußtsein heraus die anderen, schwächeren zu uns herüberzuziehen. Ein neues Europa, an dessen politischer, ökonomischer und geistiger Ausstrahlungskraft sie teilhaben könnten, würde ihnen helfen, die für sie eigentlich unverständliche und darum so ungeheuer schwere Entscheidung zwischen Ost und West vorläufig zu umgehen. Unsere ganze moderne ideologische Geschichte seit 1789 ist ein Kampf um die Interpretation von Freiheit und Gleichheit, die, in zwei Lager gespalten, heute die Welt bestimmen. Aber die Völker Afrikas und Asiens haben an dieser Entwicklung nicht teilgenommen. Sie sind in sie eingetreten, als schon die Entscheidung zu einem „Entweder-Oder“ gefällt war, das weder ihrem rational unentwickelten Denken noch ihrer sozial unentwickelten Lage entspricht. Freiheit und Gleichheit sind rationale, abstrakte Prinzipien, die außerhalb Europas nirgends sonst entstanden sind, und die „Brüderlichkeit“, in der das Irrationale und Konkrete noch enthalten ist, wurde seit 1789 vergessen. Die Freiheit sieht den Menschen nur als Individuum, die Gleichheit nur als Masse. Ein neues Europa, das mehr unter der Idee der Brüderlichkeit stünde, würde nicht nur sich selbst einen Dienst leisten, sondern auch dem Verständnis der gelben und schwarzen Brüder entgegenkommen und ihnen eine offene Hand darbieten.

Die Welt, die wir uns heute bereiten, ist die Welt, in der wir morgen leben müssen. Die feindlichen Gesichter, die uns heute in Indien oder Indonesien oder in den arabischen Ländern oft anblicken, sind entstanden unter den Kanonen unserer Großväter, die ihre Herren waren. Auch sie wollten sich ihre Welt bereiten. Schnell und rücksichtslos, und es sollte ganz ihre Welt sein. Diesen Weg gibt es heute nicht mehr. Wir müssen den anderen ihre Welt lassen. Wir können sie nur freundlich und klug zu überreden versuchen, ihre Welt nach unserem Bilde sich zu schaffen. Jeder direkte Versuch der Beeinflussung erregt Mißtrauen. Aber gerade mit dem Unmöglichwerden der Machtpolitik alten Stils gewinnt das Kulturprestige eines Landes außerordentliche Bedeutung. Kulturen haben sich als dauerhafter erwiesen als Staaten, und auch in einem zukünftigen Weltstaat wird es darum individuelle Kulturen geben. Man kann Abgeordnete verschiedener Länder in ein Weltparlament à la UN schicken, man kann aber nicht eine Weltkultur, von der Toynbee schon spricht, aus vielen Einzelkulturen zusammensetzen. Darum wird vielleicht der einzige legitime Kampf in einer solchen Weltsituation der um die Durchsetzung kultureller Werte sein. Und das Entscheidende in der heutigen Übergangssituation ist darum: Wieviel Gewicht wird das Abendländisch-Europäische im zukünftigen Weltstaat haben? Und diese Entscheidung wird heute vorbereitet durch den Einfluß, den wir in der Welt zu verankern vermögen.

MATTHIAS VERENO / INDIEN UND BYZANZ

Zur geistigen Begegnung des Christen mit der östlichen Mystik

Die geistige Begegnung mit Indien, die sich seit den großen Indologen Max Müller und Paul Deussen angebahnt hat, hat Europa in zunehmendem Maß die Kenntnis der Philosophie und des religiösen Lebens dieser geistigen Führungsmacht Asiens erschlossen. Welche Horizonsweiterung wir dadurch gewonnen haben, können wir heute schon kaum mehr ermessen. Wenn wir bedenken, daß ein Goethe und Schopenhauer, Genies, die angelegentlich nach der Begegnung mit dem indischen Geist strebten, auf durchaus unzulängliches Quellenmaterial, ja auf einfach falsche Übersetzungen und Berichte angewiesen waren und daß heute jeder Laie im Konversationslexikon die wichtigsten Data der Philosophie-, Religions- und Kulturgeschichte Indiens nachschlagen kann – ganz zu schweigen von den überfüllten Bibliotheken der indologischen Institute –, so springt uns dieser Wandel in der Begrenzung unseres Weltbildes deutlich in die Augen. Denn es handelt sich ja um mehr als nur um Informationen über ferne Länder und Zeiten, es handelt sich um die radikale Erweiterung des spezifisch abendländischen Selbstbewußtseins, das sich in der griechisch-römischen Antike, dem „Altertum“ als seinem nicht fortzudenkenden Mutterboden, verwurzelt wußte, ebenso wie es sich vom Christentum geführt und von der Kirche getragen fühlte. Das Geschichtsschema Altertum – Mittelalter – Neuzeit, für den Fachhistoriker niemals eine befriedigende Definition, brachte gleichwohl eine tiefgreifende Prägung der Struktur des abendländischen Selbstbewußtseins zum Ausdruck. Diese Konzeption des geschichtlich getragenen Selbst-Verständnisses des Abendländers wurde durchbrochen. Die Forschung erschloß zeitlich vor und räumlich außerhalb des antik-germanisch-christlichen Kulturzusammenhanges gelegene Bereiche. Sie hat ihre Beute in die Museen und Bibliotheken geschleppt. Aber es erwies sich, daß sie da nicht blieb, sondern vielmehr ein überraschend intensives Eigenleben entfaltete und das abendländische Kulturbewußtsein zur Antwort, damit aber zur inneren Umwandlung aufforderte. Wir fühlen: auch die Geistigkeit des Orients und Indiens, des alten Afrika, ja auch der Südsee und des vorkolumbischen Amerika gehört irgendwie, in irgendeiner

Sphäre zu uns. Aber wir wissen nicht, das wie und das wo dieser Zugehörigkeit zu beantworten, auch nicht die Frage, warum dies so ist.

Dennoch muß nach diesen Fragen geforscht werden. Denn wo wir die Auseinandersetzung verneinen, gelingt es uns doch nicht, das Eindringen der fremden Überlieferungen tatsächlich zu verhindern. Wir verschließen ihnen nur gleichsam den Haupteingang – und sie kommen dann durch die Hintertüren, durch das Küchenfenster und durch den Keller. Was aber da hereinkommt, ist oft auch nicht das Edelste und Echteste, was der fremde Geist uns zu bieten hat, welches das Dämmerlicht solch unterschwelliger Wege ablehnt, sondern dekadente und rationalisierte Formen, welchen auf unserer Seite intellektuelle Neugier, geistiger Hochmut, mangelndes kulturelles Verantwortungsbewußtsein und das schlechte Gewissen des inneren Abfalls vom eigenen, dem europäischen Schicksal, ja oft auch das Element verdrängter Triebhaftigkeit begegnen. So entstehen die zahlreichen halb-christlichen – aber eben auch halb-hinduistischen! – Sekten und Bünde der verschiedensten Denominationen, von denen die Theosophie und die Anthroposophie am bekanntesten geworden sind.

Gleiten nun aber diese und ähnliche Bewegungen alle in der einen oder anderen Weise in das gnostische Schema ab, dessen charakterisierendes Stigma geradezu das „Pseudo-“ ist („Pseudochristiani“ nennt Augustin die Manichäer, als Faustus die Kirchlichen wegen der Unvollkommenheit der Entfaltung der christlichen Wahrheit in Lehre und Ethik als „Semichristiani“ bezeichnet), so stehen dem jene Impulse gegenüber, die aus einer aktiven Aufnahme der Begegnung von indischer Seite selbst, aus einer Aktivierung und Erneuerung der hinduistisch-vedantischen Tradition stammen. Ramakrishna und die missionarische Organisation seiner Schüler sind hier die im Westen am bekanntesten gewordene Erscheinung. Die Philosophie und Technik des Yoga, in Indien selbst lange Zeit fast vergessen, gewinnt für den Westländer immer mehr an Interesse und Anziehungskraft.

Hier nun scheint eine ernsthafte, sachlich unvoreingenommene Auseinandersetzung von der größten Bedeutung zu sein. Denn die begeisterte Verherrlichung von allem, was nur den Hauch des geheimnisvollen Namens „Yoga“ an sich hat, wird dem Problem genauso wenig gerecht wie die engstirnig eifernde Negation, die hier nur teuflischen geistigen Hochmut oder ebenso teuflische Verneinung des Lebens und des Seins, im Grunde eine Perversion, erblickt. Beide Einstellungen haben zu ihrem Gegenstand mehr oder weniger untergeordnete Stufen, Seitenarme des großen Stromes, oder einfach unechte Vertreter der Idee, Scharlatane. Wenn wir aber versuchen, das Wesen der aus der alt-indischen Tradition erwachsenen Spiritualität unvoreingenommen zu verstehen, wird uns dies dazu verhelfen, auch die Voraussetzungen unseres christlichen religiösen Lebens klarer zu erkennen, resp. es in der praktischen Verwirklichung bewußter gestalten zu können.

Zunächst müssen wir uns klarmachen, daß eine schroffe und bedingungslose Ablehnung schon deshalb verfehlt ist, weil gewisse Grundtatsachen geistlicher Lebensführung, da sie in der menschlichen Natur und in den Gesetzen des Geistes selbst begründet sind, tatsächlich überall identisch sind. Man könnte dies als „natürliche Geistigkeit“ bezeichnen; ihr entspricht die „natürliche Ethik“, welche ebenfalls universale Gültigkeit hat. Darüber hinaus müssen wir aber bedenken, daß auch auf der äußerlich-historischen Ebene Beziehungen zwischen der christlichen und der indischen Geistigkeit bestanden haben, die wahrscheinlich viel intensiver waren, als man dies bisher angenommen hat, und in denen abwechselnd beide Seiten der Gebende und der Nehmende sind. Man denke an die Thomas-Christen, die seit ältesten Zeiten (vielleicht seit dem apostolischen Zeitalter?) in Südindien ihre Gemeinden erhalten haben, und umgekehrt an östliche Einflüsse während des Mittelalters, welche äußerlich in der Übernahme und Umgestaltung der Josaphat-Legende (Josaphat – Bodhisattva) zum Ausdruck kamen. So hat kürzlich der Byzantinologe

Professor E. von Ivánka die Frage aufgeworfen, ob und inwieweit die seit dem späten Mittelalter auf dem Berg Athos gepflegte mystische Praxis des „Hesychasmus“ mit ihrer streng methodischen Disziplinierung sowohl der mentalen wie der organischen Vorgänge, insb. aber des *Atems*, auf direkte indische Einflüsse zurückgeführt werden könne.

Sollte diese Frage von der wissenschaftlichen Quellenforschung bejaht werden können – und immerhin sind die Parallelen in der technischen Methode erstaunlich –, so würde dies bedeuten, daß zumindest das ganze spätere östliche Christentum in seiner religiösen Entwicklung von Männern geführt worden ist, die in den Prinzipien ihrer spirituellen Praxis und Lebensführung der religiösen Tradition Indiens verpflichtet waren; – denn der Athos und insb. der Hesychasmus war die hohe Schule aller ostkirchlichen Mystik, und alle späteren Erneuerungsimpulse innerhalb der Orthodoxie haben sich immer wieder an dieser Tradition inspiriert. (Man denke vor allem auch an das russische Starzentum seit dem 17./18. Jahrhundert.)

Sollten wir aber dies als historische Tatsache bejahen, so würde unser wertendes Urteil seinerseits die Konsequenzen ziehen müssen: entweder, mit dem Yoga auch die ganze spätere, vom Athos inspirierte ostkirchliche Mystik als mit wahren Christentum unvereinbar zu verwerfen; oder, die Berechtigung, ja den Wert der Yoga-Methoden auch für das Christen Streben nach geistiger Vervollkommenung anzuerkennen; oder endlich (und dies scheint zwar der komplizierteste, aber auch der klärendste Weg zu sein), die wesentlichen Merkmale aufzuzeigen, welche christliche Spiritualität prinzipiell vom Yoga vedantischer Tradition unterscheiden; welche aus dem geistigen Urquell der christlichen Offenbarung selber stammen und sich deshalb, ungeachtet der verschiedenen zeit- und kulturbedingten äußeren Formen, überall zur Geltung bringen müssen, wo der Geist des Christentums in der Seele ergriffen wird, so daß die äußerlich-technischen Übereinstimmungen und Beeinflussungen nur eine periphere Bedeutung haben, weil sie vom Zentrum her umgewandelt werden und nicht mehr sind, was sie waren.

Einem Freund, der aus intimer Kenntnis über die byzantinisch-ostkirchliche Tradition sprechen kann, verdanke ich den Hinweis darauf, daß einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der christlichen und der indischen metaphysischen Theorie auch in der technischen Praxis der Askese seinen Ausdruck findet – nämlich die unterschiedliche Einstellung zum *Leiden*. Der indische Yogi, so sagte mir dieser Freund, strebt danach, keine Leiden mehr zu fühlen, der christliche Asket, sich der Leiden zu *freuen*.

Hierbei ist nun zu beachten, daß weder beim Yogi Streben nach Wohlbehagen noch beim Christen Sucht nach Selbstquälerei eine Rolle spielen (jedenfalls nicht, soweit es sich um *echte* Vertreter der Idee handelt, Entartungen kommen überall vor). Der Unterschied ist in der metaphysischen Konzeption begründet. Für den klassischen Inder ist das Leiden *irreal*, seine scheinbare Existenz beruht auf der Unwissenheit. Das Leiden ist ja das Ergebnis des Widerspruchs, der sich notwendig aus dem Zerfallen der *Einen* Realität in eine Vielheit ergibt. Das in der Vielheit der Widersprüche befangene Bewußtsein nimmt Leiden wahr. Aber wo es sich zur Einung mit der wahren Realität erhebt, wird eben diese Vielheit der Welt, der „*Maya*“ (d. i. der „*Täuschung*“) nicht mehr wahrgenommen, resp. in ihrer Scheinbarkeit durchschaut. Wer nach Genuß strebt, bleibt in der falschen Welt der Vielheit und erntet Leiden. Wer aber das Wirkliche erlangt, für den verliert das Leiden – freilich auch die Lust – jede Realität.

Demgegenüber hat das Christentum von jeher die Realität des Leidens bejaht und diese seine Gewißheit in der Wirklichkeit des göttlichen Leidens auf Golgatha gegründet. Die Trennung von der absoluten Einheit ist *real* – nicht eine Illusion, die es im Bewußtsein aufzuheben gilt. Die Trennung, das Leiden ist *real*, weil die Welt *real* ist, da Gott sie „aus dem Nichts“ als ein Anderes erschaffen hat.

Wir sehen hieraus, daß alle asketischen, „abtötenden“ Praktiken im Bereich des indischen Geistes einen anderen Sinn haben müssen als in dem des christlichen. Dort sollen sie die Unempfindlichkeit fördern, hier die Standhaftigkeit. Dort sollen sie Beeinträchtigungen der Erkenntnis beseitigen, hier aber Kräfte sammeln für das Welt-Werk der Erlösung: ja mehr noch – jede Überwindung des „Fleisches“, der animalischen Psychik, des niederen Denkens ist bereits ein solches Werk, indem es „sündige Welt“ in „verklärte Welt“ verwandelt. Für den klassischen Yogi sind die Begierden der Todfeind, denn sie halten ihn in der Welt der Getrenntheit, der scheinbaren Vielheit der scheinbaren Dinge fest. Jedes Teil-Objekt ist zugleich Gegenstand des Begehrens (oder der Furcht als dessen Korrelativ) und irrtümlicher „Erkenntnis“. In der Begegnung mit jedem einzelnen Objekt kann Begehren (resp. Furcht) überwunden und Irrtum in Erkenntnis verwandelt werden – indem das dahinter stehende Eine, „Atman“ oder das Selbst, erschaut wird. So sagt der Inder immer wieder „Neti, neti“ – „Nicht dies, nicht dies“ zu allen Dingen. Für den Christen aber ist jedes Ding Gottes Geschöpf, Aufruf, seine Begierde in selbstlose Liebe, seine Furcht in fördernde Kraft, sein willkürlich-vereinzeltetes Zu-erkennen-Meinen in gläubiges Wissen um den Ursprung aller Dinge in Gott zu verwandeln. So sagt er „Ja“ zu allen Dingen, auch und gerade wenn er sich asketischen Übungen hingibt. Denn indem er „Nein“ sagt zur Welt, wie sie ist, sagt er „Ja“ zur Welt, wie sie werden soll.

Um diesen fundamentalen Unterschied zwischen indischem und christlichem Weltgefühl bzgl. der Praxis in den respektiven geistlichen Wegen noch anschaulicher zu machen, will ich einen Satz zitieren, welcher unter den Ratschlägen für die byzantinischen Frommen eine besondere Stelle einnimmt. Er lautet: „Bete mit der Schwere des Hauptes!“ – Dies bezieht sich nicht nur auf die zahlreichen Verneigungen, welche im byzantinischen Ritus eine so große Rolle spielen, resp. auf die Proskynese, in welcher der Anbetende, auf beide Knie sinkend, mit der Stirn den Boden berührt: es bezieht sich vor allem auch auf die Gebethaltung der Hesychasten, welche in völlig entspanntem Zustand den Oberkörper, der natürlichen Schwere des Kopfes folgend, vornüber sinken ließen und in diesem Sitz stundenlang im Gebet verweilten. Diese „Standard“-Haltung der hesychastischen Gebetsübung unterscheidet sich deutlich von dem ebenso typischen Meditationssitz des Yogi, in welchem die Wirbelsäule völlig aufgerichtet ist, so daß der Scheitelpunkt die exakte Spitze der Senkrechten darstellt.

Wir können diese beiden Haltungen als Symbol nehmen – die eine als Darstellung selbstbewußter und selbstgenügsamer Geistigkeit, die andere als Ausdruck demütiger Hingabe an einen Höheren. Doch diese Unterscheidung wäre zu äußerlich und vereinfachend. Auch der Bhakti-Yogi, der sich ganz in Liebe, ja Passivität, ohne allen intellektuellen Hochmut seinem Gott hingibt, versenkt sich in eben derselben aufrechten Yoga-Haltung. Und auch der Gnana-Yogi, der den schweren Weg der reinen Erkenntnis beschreitet, und der Raja-Yogi, der durch die Macht des Willens die geheimen Kräfte seines Körpers zu beherrschen lernt – sie fühlen, daß „Es“ nicht aus dieser, ihrer psychophysischen Selbstheit kommt, sondern daß es *von oben* in sie einströmt. Aber, wenn wir die typischen Grundhaltungen schon symbolisch nehmen wollen, so können wir sagen: der Yogi richtet sich in seiner eigenen Achse auf, in jener Senkrechten, die durch den höchsten Punkt seines Hauptes geht und sein inneres Wesenszentrum mit dem absoluten Zentrum verbindet. Das individuelle Bewußtsein sucht seine Einung mit dem absoluten Geist.

Doch in der vornüber geneigten Haltung des sich versenkenden Beters fühlt die „Schwere des Hauptes“ ihre Beziehung zum Zentrum der Erde. Die senkrechte Achse der mystischen Beziehung ist nicht *im* Individuum errichtet, sondern zwischen dem absoluten Zentrum – Gott – und dem Erdmittelpunkt. Der sich vornüber neigende Mystiker tritt lediglich in diese Beziehung ein, die auch ohne ihn besteht, wenn sie auch durch dies sein Eintreten

neu im Bewußtsein aktualisiert wird. Der Erdmittelpunkt aber ist das natürliche Zentrum der gesamten Erde, aller Kreatur, der ganzen Menschheit. Der mystische Partner Gottes ist nie der Einzelne als Individuum, sondern immer das Glied der Kirche, des mystischen Leibes Christi, des Inbegriffs der erlösten zu erlösenden Kreatur. Die Neigung des Hauptes zur Erde erinnert den Christen an seine *Erlösungspflicht*.

Schließlich versteht es sich auch, daß da im indischen Yoga wie in seinem byzantinischen Gegenstück die Beherrschung nicht nur der mentalen, sondern auch der physiologischen Vorgänge eine wichtige Rolle spielt, eine andere Körperhaltung, eine andere Akzentsetzung bzgl. der verschiedenen Funktionen eine andere *Technik* bedingen muß. Wenn man hier auch immer wieder in Vereinfachungen gerät – denn dieses Gebiet ist außerordentlich weit, reichhaltig und differenziert –, so kann man vielleicht doch sagen, daß im allgemeinen in der Yoga-Praxis das hauptsächliche Konzentrationszentrum im Körper das „Sonnengeflecht“ ist – also das Nervenzentrum oberhalb des Zwerchfells, etwa an der unteren Spitze des Brustbeins (der Plexus solaris). In der christlichen Mystik hat aber von jeher das Herz die bedeutendste Rolle gespielt; und der Hesychasmus hat dieser Herzmystik seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Hier handelt es sich nun nicht um einen äußerlichen, „nur physischen“ Unterschied, sondern um etwas ganz Wesentliches. Ein geistig Strebender, der sich bereits in einigen Yoga-Übungen versucht hatte, hatte sich einmal in der Kirche auf das Herz konzentrieren wollen in derselben Weise, wie er sich auf den Plexus solaris zu konzentrieren pflegte. Das Ergebnis war ein, wenn auch leichter, Herzanfall. Er konnte diesen „Mißerfolg“ zunächst nicht verstehen, bis ihm aufging, daß man sich auf das Herz nicht in einer détachierten Weise „konzentrieren“ kann; daß das Herz vielmehr dann zum psychophysischen Zentrum der Andacht wird, wenn das Gefühl des Menschen sich ganz in seine *Frömmigkeit* ergießt und in ihr „konzentriert“. Das Herz ist tatsächlich, wie unser volkstümliches Bewußtsein es bewahrt hat, das Zentrum der Andacht, der Liebe und der Frömmigkeit. Wenn man, wie sich die Lehrer der Ostkirche ausdrücken, „den Verstand in seinem Herzen einschließt“, so wird dieses zur gewaltigen, gesammelten Kraftquelle des Gebets.

Hier kommen wir nun zu der letzten Unterscheidung, die in diesem Zusammenhang erwähnt werden soll – wenngleich wir uns wiederum bewußt bleiben müssen, daß wir vereinfachen. Für den Inder liegt der Schwerpunkt der mystischen Praxis in der *Meditation*, für den Christen im *Gebet*. Meditation (d. h. „In-die-Mitte-Gehen“) ist Sammlung des verstreuten Gemüts, Eindringen in das Innere des eigenen Wesens, dort sein wahres Selbst zu finden. Das Gebet ist ein Sich-Öffnen vor dem Strom der Gnade und zugleich ein Verströmen der gesammelten Seelenkräfte nach außen. Als Sich-Öffnen ist es Dank, als Ausströmen ist es Lobpreisung und Fürbitte, indem das Wesen nicht nur Gott meint, sondern auch die Kirche, die Gesamtheit der erlösten zu erlösenden Menschheit und Kreatur. Der Dank aber ist vor der Lobpreisung, das Sich-Öffnen vor dem Ausströmen, denn Beten-Können ist immer *von Gnaden*.

So gehört dem Yoga der Kampf, dem Evangelium die Freude; dem Yoga der Mut, dem Evangelium die Demut; dem Yoga die Morgendämmerung, dem Evangelium der Mittag. Denn der Yogi hat das heroische Ringen um die Erlösung; und wo er anderen hilft, so hilft er ihnen auf eben dem gleichen Weg. Der Christ aber hat das Bewußtsein seines gnadenhaften Erlöstseins und der verpflichtenden Berufung, diese Erlösung in aller Kreatur offenbar werden zu lassen. – So ist, in der Tiefe verstanden, kein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Yoga und Christentum. Denn das Streben des Yogi ist als dessen „natürliche“ Seite in das Christentum hineingenommen, wird in ihm überhöht und verklärt.

KRITISCHE BLÄTTER

VERKANNT BEGABUNGEN?

Begabung, Talent, Genie sind Phänomene, die eine unfreiwillige Mimikry treiben. Wo sie auftreten, sind sie in ein Milieu aus morphologisch ähnlichen Erscheinungen gebettet, die aber zu ihnen substantiell in mehr oder weniger starkem Gegensatz stehen. Bei der einfachen Begabung dauert es freilich nur kurze Zeit, bis man sie bemerkt. Talent ist schon schwieriger zu erkennen, und beim Genie wird es noch problematischer. In einigen Erfahrungsjahrhunderten hat sich daher die Ansicht verfestigt, daß eine Erkenntnis des Genies immer den dialektischen Weg zu durchschreiten habe. Genie, so sagt man, werde erst erkannt, nachdem es lange verkannt war. Genie sei nicht nur eine intellektuelle Gabe, sondern habe Schicksal, Leiden, Martyrium, Tod und Auferstehung im Gefolge. Erst das gestorbene Genie genießt dann die Ehren, die ihm als dem Königsphänomen der Menschengattung von vornherein zukommen sollten.

Diese Ansicht wird nicht nur von den Interessenten selbst in Kurs gesetzt. Sie wird auch von der Majorität der nichtgenialen Menschheit mit einem Unterton masochistischer Entrüstung geteilt. Man macht aus der Mitwelt eines Genies einen Popanz, prügelt ihn, bedenkt aber kaum, daß die Sündenböcke sich bis in Haut und Haar in den Anklägern wiedergeboren haben. All das steckt voller Ironie. Nachdem sich so vieles in unserer Welt geändert hat, fordert jedoch dieser ganze festgewurzelte Vorstellungskomplex um das Genie, daß man ihn hin und wieder auf seine Gültigkeit überprüft. Wer heute Theater- und Konzertprogramme liest, kann in diesem Zusammenhang eine erstaunliche Erfahrung machen. Da hat sich die löbliche Gewohnheit herausgebildet, ad maiorem genii gloriam veraltete Kritikäußerungen zu inzwischen klassisch gewordenen Werken zu zitieren, um die Torheit und Befangenheit der Zeitgenossen zu erweisen. Die Wirkung solcher Erinnerungen kann aber auch umgekehrt verlaufen. Man kann das, was da über Schiller oder Beethoven, Hebbel oder Wagner zu lesen ist, auch mit Entzücken über die Ungeniartheit derer zur Kenntnis nehmen, die noch nicht vor dem endgültig beglaubigten und erkannten Genie auf den Knien lagen, sondern dessen Mängel und Verbohrtheiten offen bei Namen zu nennen wußten. Es dauert meistens bis zu einer nochmaligen Nachwelt, ehe die Übertreibungen der ersten korrigiert sind und das Urteil sich bisweilen wieder den Standpunkten kluger Zeitgenossen in einer zweiten Unbefangenheit angenähert hat.

Das alles soll nicht gesagt werden, um das Wunder des Genies zu verkleinern, sondern nur um die gemeinsame Wurzel alles Menschlichen gegen die Exzesse jenes Geniekultes zu schützen, dem alle übrigen Menschen nach einem Wort Schopenhauers nur mehr Fabrikware der Natur sind.

Dieser immer wieder nötigen Korrektur gesellt sich heute aber noch eine andere Beobachtung: Genie steht, wie man sagt, immer gegen Gewohnheit

und Konvention. Alle mit ihm gegebenen Erkenntnisschwierigkeiten resultieren zuletzt daraus, daß der Mensch das Neue nicht aufzunehmen vermag. Wie aber, wenn es solche Konventionen nicht mehr gibt, wenn an ihre Stelle eher eine Konvention der Konventionslosigkeit getreten ist? Auch heute noch herrscht in den unteren Rängen zweifellos viel Erkenntnisblindheit jeder neuen Begabung gegenüber. Diese Blindheit war aber niemals gemeint, wenn man vom verkannten Genie sprach, sondern es waren die Spitzen des jeweiligen Zeitgeistes gemeint, die Auguren, die den weitesten Ausblick hatten und doch nicht merkten, was um sie gespielt wurde. Hier hat sich früheren Zeiten gegenüber die Situation im Zuge unserer zunehmenden Bewußtseinswelt jedoch zweifellos wesentlich geändert. Wie die Radarstationen der Nato sucht heute eine Tag und Nacht wachsame Front von Beobachtern den Ozean ab, ob sich auf ihm eine Welle des weißen Wals kräuselt, der uns in Dichtung und Malerei, Musik und Philosophie das Wunder eines neuen Genies beschert. So ist es wohl keine Kritikerhybris, wenn man behauptet, daß es ein im präzisen Sinne „verkanntes“ Genie unter uns kaum mehr geben kann. Die alte gleichwohl verbliebene Frage des Unrechtes, das die Welt fortlaufend den in ihr lebenden großen Menschen antut, hat damit ihre Gestalt wandeln müssen und erfordert neue Überlegungen. Unsere Versäumnisse liegen heute kaum mehr darin, daß wir zu spät oder gar erst nach dem Tode erkennen, was wir an diesem oder jenem Geiste gehabt haben, sondern daß wir es oft mit der Anstrengung des einfachen Erkannthabens genug sein lassen und die nächsten wichtigeren Akte der Verarbeitung und Aneignung bedeutender Leistungen auf die Nachwelt abschieben. Inzwischen aber kümmern trotz Akademiemitgliedschaft und Kulturpreisen manche außerordentlichen Begabungen unserer Zeit dahin und können sich wie zu Nietzsches Zeiten nicht einmal mehr mit der lieblichen Illusion einer helleren, wacheren Nachwelt trösten. Das verkannte Genie hat wahrscheinlich ausgespielt, das erkannte, aber nicht recht benötigte und genutzte scheint dafür in Gegenwart und Zukunft seine Rolle übernehmen zu müssen.

J. G.

ORGEL AUS STAUB

Theodor Kramer: Vom schwarzen Wein. Ausgewählte Gedichte. Hg. von Michael Guttenbrunner. Otto Müller Verlag, Salzburg 1956. 112 Seiten. 7,— DM

Von Theodor Kramer, der als Sohn eines Landarztes vor 60 Jahren in einem niederösterreichischen Dorf geboren wurde, erschienen bisher sieben Gedichtbände, zuerst „Die Gaunerzinke“ (1928), zuletzt „Die untere Schenke“ (1946). Aus fünf der bisher erschienenen Bücher sowie aus zwei noch ungedruckten Manuskripten „Der Mitwisser“ und „Lob der Verzweigung“

wählte der junge Kärntner Lyriker Michael Guttenbrunner sehr glücklich 75 Gedichte, die als durchaus repräsentativ für das Gesamtwerk Kramers gelten dürfen.

Theodor Kramer hat von Anfang an seinen eigenen Ton, den er nur wenig variiert. Es ist der Ton des Volkslieds und der Drehorgel, einer „Orgel aus Staub“, auf der er spielt: verhalten, wehmütig und, nach allem Schmerz, die Welt rühmend. Der äußeren und inneren Form nach sind es Gedichte, die vor zweihundert Jahren grad so gut wie heute hätten geschrieben werden können. Es sind prägnante, sangbare

Strophen, oft haben sie einen Refrain, oder doch gleichlautende oder nur wenig abgewandelte Schlußzeilen, immer sind sie gereimt. Auch in verschiedenen Gedichten wiederholen sich Zeilen fast wörtlich, wenn dieselbe Stimmung mehrfach nach Ausdruck verlangte. – Sprachlich finden sich zuweilen Unebenheiten; sie scheinen durch den Rhythmus und durch Kramers Scheu vor glatten, aber ungenauen Wendungen bedingt. Viele der Gedichte sind so angefüllt mit der Substanz der Wirklichkeit, daß es einen nicht wundert, wenn sie bersten vor lauter Substanz.

Das Thema der Gedichte ist das Leben einfacher Leute und die Art, wie sie diesem Leben, das sie hart und unerbittlich anpackt, standhalten können. Sein Buch „Mit der Ziehharmonika“ trägt die Widmung „Für die, die ohne Stimme sind“. Sein ganzes Werk ist für die Ziegel-, Kalk- und Schnapsbrenner geschrieben, für die Tagelöhner und Tagediebe, für all jene, die von Schicksal und Gesellschaft beiseite geschoben wurden, die in der „unteren Schenke“ zusammenkommen.

Spricht in einem der Gedichte eine Vorstadthure oder ein Branntweintrinker, so handelt es sich nie um eine literarische „Maske“. Die arme Kreatur, das leidende Fleisch selbst spricht zu uns. Kramer, der als Schwerinvalide aus dem ersten Weltkrieg heimkehrte, hat sein Leben mit dem der Abseitigen verbunden. Er hat sie in ihrem Wesen begriffen, wie nur ein Leidender und Mitleidender, und das heißt in letzter Konsequenz: ein Liebender einen anderen Menschen begreifen kann.

Die Welt Kramers ist eng begrenzt. Das Marchfeld und der Seewinkel, Wald- und Weinviertel, das Burgenland, die Stromlandschaften an der Donau und die Wiener Vorstadtbezirke und der Gesichtskreis der Menschen, die hier leben, sind seine Heimat. Es ist eine sterbende Welt. Der Fremdenverkehr, die Motorisierung, all die Errungenschaften der Zivilisation haben diese Landstriche aufgeschlossen und ihrer Bevölkerung den Götzen „Lebensstandard“

gebracht. – Kramers Lyrik kommt aus dem Erleben. Verläßt er die Erde des Erlebens und versucht er sich in Gedankenlyrik, kommen blasse Allerweltsweisheiten heraus. Bleibt er aber in der ihm eigenen Welt, gewinnt diese Farbe und Konturen, ja wird zum Bilde eines in sich geschlossenen Kosmos.

Das hat zwei Gründe. Der eine ist sprachlicher Natur. Theodor Kramer lebt seit 1939 im Exil in England. Da wird der Besitz der eigenen Sprache in Frage gestellt. Jedes Wort wird sozusagen auf seine Widerstandskraft, auf seine Lebensfähigkeit geprüft. Und nur die Worte und Wendungen, die Evokationskraft haben, die das Bild der Heimat wachrufen können, bleiben lebendig. Das sind zum einen alle mundartlich gefärbten Ausdrücke und Redensarten, zum anderen die „Kraftworte“ aus der Umgangssprache einfacher Leute: all die Worte und Bezeichnungen also, die unmittelbar vom „Steinbruch der Wirklichkeit“ stammen. Sie halten stand, denn sie enthalten Welt. In den Jahren der Emigration schrieb Kramer seine schönsten, weil härtesten Verse. Der zweite Grund, der seine Gedichte bedeutsam macht, ist das ursprüngliche Lebensgefühl, das aus ihnen spricht. Wir finden in ihnen einen selbstgeschaffenen Sittenkodex, wie ihn ähnlich Hemingway in seinen Erzählungen für seine Menschen kennt. Zwei Dinge stehen dem einfachen Menschen bei im Kampf, das Leben zu meistern: das eine ist der Alkohol, das andere die Liebe. Diese Dinge stellen sozusagen die Hilfe der Welt dar, Substanzen, die uns die Wirklichkeit bietet, damit wir sie ertragen können. Es handelt sich auch dann, wenn Vergessen gesucht wird, nicht um eine Flucht in den Alkohol oder die Liebe im herkömmlichen Sinne: beides wird vielmehr bewußt und um seiner selbst willen erlebt. Im Alkohol ist es weniger der süße Wein als der billige bittere Schnaps, der gesucht wird, „des Enzians höllischscharfer Biß“. In der Liebe wird immer der Partner gesehen, das Du, mit dem eine echte Begegnung und

Gemeinschaft möglich ist, und sei sie von noch so kurzer Dauer. So wird sie Schlüssel zu mythischem Erleben: zur ewigen Gegenwart dessen, was man einmal geliebt hat. Das Verlorene wird wiedergeboren „aus Wasser und Geist“.

Wien

Wieland Schmied

UFERLOSE BEREDSAMKEIT

Albert Vigoleis Thelen: Der schwarze Herr Bahßetup. Verlag Kurt Desch, München 1956. 764 Seiten. 21,50 DM

Ein dunkelhäutiger brasilianischer Gelehrter, Professor José Alvaroda Silva Ponto, Rechtsforscher an der Universität von Curitiba, erscheint in Amsterdam, um sich auf eine Tagung im Haag zu begeben. Der Autor, Don Vigoleis, wird für einige Wochen des schwarzen Mannes Dolmetscher, Sekretär, Begleiter, gibt ihm, einer in fremdartigem Englisch vorgetragenen Begrüßung zuliebe, den Namen Bahßetup und schreibt auf, was die „dunkle Herrschaft“ tut.

Sie tut nichts, versäumt ihre Tagung, verhält sich großartig und diffus: geht hin und wieder im Regen spazieren, verteilt mächtige Trinkgelder, nur an Don Vigoleis keins, und setzt sich zuweilen der Verdächtigung aus, ein Hochstapler und kein Gelehrter zu sein. Ein wenig umschwebt die schwarze Gestalt die Atmosphäre eines größeren Verwandten im Geist: Mijnheer Peeperkorns. Gleichviel wirkt Bahßetup dünner, weniger natürlich, und seinerätselhafte Zerstreutheit verlangt nach Erklärung. Thelen gibt sie nur ungern, er will Leben und keine Deutungen zeigen. Auf Seite 700 gibt er sie doch in einigen kurzen, ruhigen Sätzen: Bahßetup leidet Kummer, ist von schwerem und tiefem Kummer verstört. Bis dahin indessen läßt Thelen sich Zeit und umrankt seines Helden Unglück mit Anekdoten, benutzt jeden Wimperschlag des Gelehrten, um von ihm ab auf die Päpstin Johanna, die Radfahrkunst oder die Freudenmädchen, die Geschichte der Heiligen oder der Grachten, der Kartoffel oder des Rechts zu kommen.

Thelen genießt seit der „Insel des zweiten Gesichts“ den Ruhm eines krausen und

üppigen Autors, den der Überschwang des Erzählens zu prachtvollen Weitläufigkeiten, barocken Übertreibungen, deftigen Umwegen, bizarren und gespenstischen Einschüben zwingt, die aber die autobiographische Beichte nur steigern. „Der schwarze Herr Bahßetup“, eine zweite Autobiographie des Autors, ist nach den gleichen Prinzipien verfaßt. Der Fremde aus Brasilien ist nur der andere, in dem Albert Vigoleis Thelen sein eigenes Unglück spiegelt und mit historischen, gelehrten oder pikanten Betrachtungen schmückt. Aber die Krausheit, die Lebhaftigkeit und die Weitläufigkeit wirken diesmal nicht kräftig und kaum überzeugend, eher pedantisch. Thelen läßt einfach nichts aus, manches ist langwierig, alles schalkhaft und bitter und alles bizarr. Aber der Schalk wirkt häufig erzwungen, die mit starkem Aufwand an dicken Frauen, Historie und grammatikalischer Feinheit gebotene Bizarrie läuft öfter in schwächtigen Pointen aus. Noch der einfachste Vorfall erhält eine zähe Komplikation, die eher billig als nötig, eher krampfhaft als geistreich wirkt.

Don Vigo tropft abgelegene Anekdoten und reiht sie an einem dünnen Faden auf. Aber er wirkt diesmal mühevoll, liest sich mühevoll – 760 Seiten, man ackert sich durch; der Themenreichtum wirkt hergeholt, die Lustigkeit fahl, eine Frucht der Belesenheit, und zuweilen fragt man sich, ob Don Vigo so eifrig verschiedene Themen sammelt, weil er im Grunde kein eigenes hat.

Man weiß, hinter der Schelmenmaske versteckt er die Trauer, die Leere, die Melancholie eines vom Leben bedrückten Mannes, der die Fülle des Lebens weniger darstellt als fotografiert, kopiert und manchmal auch, unter Bergen bitterer Plaudereien, begräbt. Vielleicht wäre die offene Trauer Don Vigos eigenes Thema, aber für offene Bekenntnisse ist er nicht einfach, vielleicht auch nicht mutig genug. Er begnügt sich mit halben Geständnissen und gibt sein schönes Vermögen an Lebenstrauer groschenweis aus, in scherzhafte Umständlichkeiten verpackt, deren papierne Beschaffenheit er offenbar gar nicht bemerkt.

„Der schwarze Herr Bahšetup“ ist eine Orgie unkontrollierter Beredsamkeit. 760 Seiten! Er schriebe, hat Thelen Besuchern, die ihn danach fragten, gestanden, weil er zum Leben nicht fähig sei, aus Verzweiflung. Aber sie scheint noch nicht tief genug. Wenn nämlich ein Mann von Thelens reizend pedantischer Grazie aus purer Verzweiflung zum Schreibtisch eilt, müßte er viel besser oder aber gar nichts schreiben. Oder, zum mindesten, die Entschlußkraft besitzen, sich kürzer zu fassen. Vielleicht wäre er ein großer Feuilletonist. Warum zwingt ihn keiner dazu, das zu beweisen?

Berlin

Lotte Wege

AZTEKISCHER EXKURS

Miguel Angel Asturias: Die Maismänner. Roman. Ins Deutsche übertragen von Rodolfo Selke. Claassen Verlag, Hamburg 1956. 396 Seiten. 15,80 DM

Der Argentinier Asturias ist Ende Fünfzig. Geboren in Guatemala. Gilt als einer der souveränen Erzähler Südamerikas. Übersetzungen in viele Sprachen. Auch dieser Roman hatte Weltverbreitung, ehe ihn Selke ins Deutsche übertrug. Man darf sagen: ein epischer Text außerhalb unserer Gewohnheitsvorstellungen vom Erzählerischen.

Nicht gewachsen unter der abendländischen Helligkeit, vielmehr ein Kultivationsversuch im prälogischen Seelendämmer des Maya-Zeitalters. Kein Realismus der Großhirnrinde, sondern Magie, versuchsweise Regression in die Indianerseele, für die alles, was ist, aus Mais besteht. Menschen, Tiere, Pflanzen, alles ist Mais. Der Mais ist der Anfang aller Dinge. Der Mensch ist geschaffen aus Mais und muß wieder zu Mais werden. Das ist die (angenommene) Voraussetzung, von der das ausgeht.

Mit andern Worten: der Mais ist die sakrale Ursubstanz für die Akteure dieser Geschichte. In Überbleibseln, so wird versichert, soll dieser autochthone Glaube noch heute psychisch wirksam sein und mit der Gegenwart und ihrem Rationalismus fortwährend in Konflikte geraten. Die Gegenwart begeht Frevel, indem sie Mais anbaut,

Mais düngt, Mais zum Börsenobjekt erniedrigt. Gegen diesen Frevel erhebt sich ein Aufstand. Der große Gaspar Ilom, Verkörperung des Indioglaubens, tötet die Maisarbeiter in den Plantagen, das sind für ihn Schänder des Heiligsten. Die Regierung ihrerseits schickt Truppen gegen Ilom. Dieser wird vergiftet, und nun glimmt die Rebellion als ohnmächtiger Weberaufstand des Magisch-Primitiven heimlich fort und will Rache für Gaspar Ilom, den Märtyrer des Mais.

Das alles ist freilich nur annehmbar, wenn man es nicht politisch und sozial deutet, sondern als psychische Auseinandersetzung zwischen den autochthonen Mächten und der modernen Bewußtseinskultur. Ich will nicht detaillieren, was sich bei dieser Rebellion an Hexenpraktik, Zauberei, Beschwörungsriten, Verwandlungen von Menschen in Tiere (und wieder zurück) und an blutigen Orgien alles ereignet. Wer so etwas sucht, findet es hier reichlich. Ich frage mich, was uns abendländischen Lesern dieses Buch bedeuten kann. Sicherlich ist es eine enorme Erfrischung am Exotischen. Eine Durchbrechung dessen, was uns von morgens bis abends als die Wirklichkeit präsentiert wird und was gewiß weiter reicht, als unsere anerkannte Talentliteratur sich träumen läßt. Das strömt hier über von merkwürdigen Exotismen und färbt Substantiv, Verb und Adjektiv.

Also ein Vokabular von orgiastischer Üppigkeit, ein Wachstumsrausch von Bildern, Lebewesen, Aktionen, Ekstasen, ein epischer Vortrag wie ein Vegetationsprozeß. Gelegentlich hat man den Verdacht, es sei Meskalin im Spiel, vielleicht ist es aber auch nur das tropische Naturtalent. Jedenfalls eine Prosa, die etwas vom produktiven Gift-rausch besitzt. Will man sie klassifizieren – sie gehört in die irrationalistische Fluchtbewegung der modernen Literatur, die unter der aztekischen Sonne, nicht mehr im Fernen Osten, den Gang zur Großen Mutter tut. Eine ehrwürdige, aber auch strittige Fluchtrichtung. Am Anfang D. H. Lawrence. Noch immer im Blickfeld Aldous Huxley

und sein Meskalin-Apostolat. Als mitspielende Atmosphäre die Luft der mexikanischen Wüste, wo ja auch Graham Greenes Schnapspriester stirbt. Neuerdings: Malcolm Lowry und sein Roman „Unter dem Vulkan“. Alles Versuche mit dem Ziel der subkortikalen Liberation durch intellektuell angesetzte Versuche in Tendenz auf Traum, Rausch und Trance und unter Zuhilfenahme substantieller Mittel. Ob er ja oder nein dazu sagen soll, ist die Frage an den einzelnen. Aber das Kompensationsverlangen des abendländischen Intellekts ist elementar, und mit ein paar moralischen Einwänden entkräftet man es nicht. Die Wirklichkeit verlangt nach neuen Fernen und Tiefen. Als neue Entspannungsprovinz hat sie sich in der Literatur das Aztekische erobert. Von daher auch ist die funktionelle Bedeutung dieses Romans zu verstehen. Er ist ein Erfrischungsexperiment für die geschrumpfte Drei-Zimmer-Realität unserer Epik. Das ist viel. Eine neue Phase der Prosakunst wird man aus diesem Experiment nicht herleiten. Darmstadt Walter Schmiele

VON BAUDELAIRE BIS BENN

Hugo Friedrich: Die Struktur der modernen Lyrik. Von Baudelaire bis Benn. Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie, Hamburg 1956. 214 Seiten. 1,90 DM
Unseres Wissens ist dieses Buch, das sich mit dem Phänomen der modernen europäischen Lyrik grundsätzlich und ohne Phrasen auseinandersetzt, in Deutschland der erste Versuch dieser Art. Hugo Friedrich unternimmt in einer breiter angelegten Arbeit, was Wilhelm Emrich bisher in Zeitschriftenaufsätzen getan hat. Beide versuchen, ästhetische Kategorien und Symptome zu finden, die als überindividuelle und übernationale Orientierungszeichen Zugang zum Labyrinth moderner Lyrik vermitteln könnten. Noch 1954 schrieb Emrich: „Die moderne Literaturwissenschaft hat es bis heute versäumt, die ästhetischen Kategorien herauszuarbeiten, die unserer modernen Dichtung . . . zugrunde liegen.“ Heute sagt Friedrich: „Das Erkennen moderner Lyrik steht vor

der Aufgabe, Kategorien zu suchen, mit denen sie zu beschreiben ist.“ Friedrich findet die Kategorien für die Struktur dieser Lyrik, und so wird das Buch zum Ereignis. Schon die Einleitung deutet das kurz an. Es wird betont, das Buch wolle keine Geschichte der modernen Lyrik sein. „Der Begriff der Struktur macht Vollständigkeit des geschichtlichen Materials überflüssig.“ Daher auch die Beschränkung auf wenige, meist romanische Autoren. Nur Benn und Eliot sind als Repräsentanten der deutschen und angelsächsischen Lyrik ausführlicher behandelt. Aus der Einleitung wird auch schon die Sauberkeit der Methode ersichtlich. Friedrich weiß genau, was er seinem Stoff abverlangen kann und wo die Grenzen zu ziehen sind. Er definiert seine Begriffe. „Ferner sei bemerkt, daß ich ‚modern‘ sage, wenn ich die Epoche von Baudelaire bis zur Gegenwart meine, dagegen ‚zeitgenössisch‘ oder ‚gegenwärtig‘, wenn es sich um Dichtungen des 20. Jahrhunderts handelt.“ Der Akzent liegt also auf der Erkenntnis der Modernität. Dieser unbestimmte Begriff, mit dem man das Unzugängliche und Obskure der Lyrik zu bezeichnen pflegt, erhält nun hier seine Bestimmung. In fünf Hauptkapiteln wird er gesucht, verfolgt, belegt und definiert. Im ersten (Vorblick und Rückblick) wird auf die dissonantische Stimmung und Deformation des Gedichts, auf „theoretische Vorspiele“ bei Rousseau, Diderot, Novalis und den französischen Romantikern hingewiesen. Begriffe, die aus der Moderne nicht mehr wegzudenken sind, wie Chaos, Nichts, Kalkül, Selbstsprache und die Betonung des Wortes, spielen hier schon eine Rolle. Dann geht er über zu Baudelaire, Rimbaud und Mallarmé. Sie bilden die Grundkapitel des Buches; denn mit ihnen wird die französische Lyrik zu einer europäischen Angelegenheit. Es führen direkte Verbindungslinien von diesen Franzosen zur Lyrik der anderen Europäer. Baudelaire ist schlechthin der Begründer der Modernität. Mit ihm beginnt die Entpersönlichung der Lyrik. Besessenheit, Schicksal, Zentralisierung des

Ichs sind seine Schlüsselwörter. Er betont den Anteil des Intellekts an der Dichtung, die Verdächtigung der Inspiration. Das Häßliche wird beschworen, um dem Banalen zu entgehen; der „Ekel am Wirklichen“ wird Thema. All dies erschließt Friedrich aus den *Fleurs du mal* und aus Baudelaires Prosaschriften. Aus den letzteren bringt er einige Fundamentalsätze der modernen Ästhetik, z. B. die theoretische Erörterung der Phantasie, die Zerlegung und Zerstörung des Wirklichen. Man denkt an Bennis Begriff der „Wirklichkeitszertrümmerung“. In Rimbauds Dichtung findet sich dann die Verwirklichung der theoretischen Entwürfe Baudelaires. Ziel der Dichtung wird jetzt: „das Unsichtbare besichtigen, das Ungehörte hören“. Die Dichtung ist nun „enthumanisiert“, das Ich künstlich und die Realität ist zu eng und wird zerstört. Wir gelangen in eine Welt, deren Realität allein in der Sprache liegt und die von der „diktatorischen Phantasie“ beherrscht wird.

Bei Mallarmé stellt Friedrich die gleichen Merkmale fest, die er schon für die Dichtung Baudelaires und Rimbauds skizzierte. Nur erfahren diese bei ihm eine Umschichtung und Vertiefung. Sein Denken kreist um das dem Nichts gleichgesetzte Sein und dessen Verhältnis zur Sprache. Das Gedicht wird zum einzigen Feld, wo sich das Absolute und die Sprache, vom Zufälligen und Engen des Realen befreit, begegnen können. Mallarmés Lyrik ist monologisch, nur noch eine Äußerung ihrer selbst. Wie bei Bennis entspringt sein Nihilismus einem Entschluß, das Absolute als das reine Sein zu denken und es in der Dichtung zu erreichen.

Mit diesen bei den Franzosen herausgearbeiteten Kategorien der Modernität wird dann das strukturelle Gefüge in den Gedichten Valérys, Apollinaires, Lorcás, Guillaéns, Ungarettis und Montales abgelesen. Aber nicht nur das strukturelle Gefüge, sondern auch die Stilmittel, die es konstituieren: grammatisch unbegründete Inversionen, Verkehrung der normalen Wortfolge, die Selbständigkeit der von ihrem sachlichen Anstoß gelösten Metapher, die Diskontinuität

des Satzes, seine Zertrümmerung, also das Fragmentarische. Von wie hohem Rang auch einige Dichter des 20. Jahrhunderts sein mögen, wesentlich Neues bringen sie nicht mehr. Die Symptome, welche die Modernität ins Leben riefen, finden sich bei ihnen wieder. Sie begründen den epochalen Stil und seine Struktur, welche die Klassifizierung der modernen literarischen Bewegungen überflüssig machen.

New York

Edgar Lohner

EIN ALTES BISMARCKBILD

Ludwig Reiners: Bismarck. Erster Band 1815-1864. Verlag C. H. Beck, München 1956. 467 Seiten. 17,50 DM

Die Ankündigungen des Verlages und des Autors von einem neuen „echten“ Bismarckbild ließen uns glauben, daß hier endlich die seit Jahren fällige „moderne“ Biographie des vielumstrittenen Staatsmannes vorliege. Um es gleich vorwegzunehmen: sie ist es nicht! Reiners glaubt, die echte Darstellung einer Persönlichkeit, welche wie die Bismarcks derart *sui generis* sei, könne nur gelingen, indem man diese selbst zu Wort kommen läßt. Das tut der Verfasser in ungewöhnlichem Maße. Zweifellos sind die Bismarckschen Reden und Schriften in besonderer Weise geeignet, ihn lebendig werden zu lassen; in ihnen offenbart sich die schöpferische Kraft und der Reichtum seiner Persönlichkeit, zugleich ein Schriftsteller von höchstem Rang. Gerade deshalb liegt aber die Gefahr einer Überredung durch Bismarck nahe; nur ein äußerst kritischer Kommentar kann verhindern, daß jedes Problem, zu dem Bismarck mit der ganzen Überlegenheit und Prägnanz seiner Formulierung Stellung nimmt, im Lichte seiner Anschauung erscheint. Reiners entgeht dieser Gefahr nicht, er ist der Faszination seines Helden völlig erlegen. Auch da, wo er ihn nicht zitiert – und das ist durchaus in vielen Partien der Fall –, sieht er Menschen und Dinge ganz mit dessen Augen. Es findet keine eigentliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Bismarck statt, es fehlt ihm der Ab-

stand zu objektiver Betrachtung. Dadurch leidet aber nicht nur die Objektivität der Darstellung, sondern die Darstellung Bismarcks überhaupt – die einzigartige Vielseitigkeit und Vielschichtigkeit dieser Persönlichkeit werden nicht entfernt ausgeschöpft.

Nun bietet der erste Band vom Thema her naturgemäß noch am wenigsten Problematik. So sind viele Abschnitte mit Genuß zu lesen, denn das Buch ist, wie alle Bücher Ludwig Reiners³, vorzüglich geschrieben, lebendig, schwungvoll und überaus fesselnd. Der erarbeitete Stoff (von der Arbeit künden das ausführliche Literaturverzeichnis und der Quellennachweis) wird mit Sinn für das Wesentliche gerafft dargestellt, geleitet von einem sicheren Instinkt für das Interessante, Besondere und Erregende, ohne daß billig nach Effekt gehascht wird. Für politisch-diplomatische Fragen hat er eindringendes Verständnis. Leider vermißt man aber jede Verarbeitung der Diskussion um das Bismarckproblem, die nach dem Kriege stattfand. Reiners scheint z. B. völlig unberührt geblieben zu sein von den Fragestellungen des Buches von Erich Eyck, der wie kein anderer vor ihm mit kritischer Schärfe die politischen Methoden Bismarcks untersucht und die Gefährlichkeit so mancher Entwicklung im Bismarckschen Staat aufgezeigt hat. Ein typisches Beispiel sei herausgegriffen: Eyck hatte, hinsichtlich der Unterredung Bismarcks mit Augusta im März 1848, der Darstellung in den „Gedanken und Erinnerungen“ eine Aussage Augustas entgegengestellt, die das Verhalten Bismarcks in wesentlich ungünstigerem Licht erscheinen ließ; man hätte erwarten können, daß Reiners sich wenigstens in irgendeiner Form damit auseinandersetzt, statt einfach kritiklos die Bismarcksche Version nachzuerzählen. Hier wie an anderen Stellen vermißt man die notwendige Vorsicht gegenüber dem sehr bedingten Quellenwert der „Gedanken und Erinnerungen“.

Das wichtigste Zeugnis für die Voreingenommenheit des Verfassers ist aber die Behandlung des preußischen Verfassungs-

konfliktes. Er stellt ihn ganz im Sinne der älteren, ursprünglich noch von Sybel beeinflussten Geschichtsschreibung dar. Die Liberalen erscheinen als doktrinaire Theoretiker, die über ihren Parteistandpunkt hinaus keine Einsicht für höhere Staatsnotwendigkeiten aufbringen und in ihrem Starrsinn den Konflikt verschulden. Der Tatbestand wird zunächst verfälscht durch die unzulässige Vermischung der altliberalen und linksradikalen Stimmen. Die Altliberalen waren keineswegs so weltfremd und ohne Verständigungswillen, sie erkannten die Notwendigkeit einer Heeresreform durchaus an. Vor allem haben aber die Untersuchungen Gerhard Ritters („Staatskunst und Kriegshandwerk“) die entscheidende Verantwortung des Königs und einer ultrakonservativen Militärclique unter Edwin von Manteuffel an Entstehung und Verschärfung des Konfliktes aufgezeigt. Danach war er „keine höhere Notwendigkeit preußischer Staatsraison“ (Ritter, Merkur 1950). Davon hören wir bei Reiners nichts. Er steht ganz im Banne der „Realpolitik“, wie so viele Geschichtsschreiber der späten Bismarckschen Ära.

Diese Beispiele mögen genügen, um die Behauptung zu stützen, daß uns hier kein neues, sondern ein recht altes Bismarckbild dargeboten wird; einen Beitrag zur Klärung der Probleme um Person und Werk Bismarcks leistet das Buch nicht.

Bremen

Marleen Schmeisser

AUTOBIOGRAPHIE IN AUFSÄTZEN

Hans Joachim Schoeps: Die letzten dreißig Jahre. Rückblicke. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1956. 232 Seiten. 13,20 DM
Eine Autobiographie von Hans Joachim Schoeps? Es wird mit Grund gesagt, daß der Teufel Publicity an jüngeren Autoren laufend Abtreibungen vornimmt. Nichts kann mehr richtig ausreifen. Niemand, dessen Name Verkaufswert hat, wird noch mit seinen halbfertigen Plänen und Werken in Ruhe gelassen, was gewiß nicht nur auf das Schuldkonto von Verlegern, Lektoren, Redakteuren, sondern ebenso auf die Ver-

führbarkeit der Autoren selber zurückgeht. Die „Rückblicke“ des Erlanger Religionshistorikers Hans Joachim Schoeps hatten ihre Keimzelle in einer für eine amerikanische Zeitschrift bestimmt gewesenen Kurzbiographie, die dann in deutscher Fassung in Heft 1 dieser Zeitschrift erschien. Aus dem damaligen Abriß wurde jetzt eine Folge von Aufsätzen, in denen Schoeps mit der ihm eigenen publizistischen Anmut die wichtigsten Daten und Widerfahrnisse seines heute achtundvierzigjährigen Lebens mitgeteilt hat. Nicht so sehr der Professor für Geistes- und Religionsgeschichte wie der Journalist, der konservative Politiker, der Verfasser einer sehr bekannt gewordenen Rede zur Wiederherstellung von Preußens Gloria kommt in diesen Schilderungen zu Wort. Sie beziehen ihren Reiz hauptsächlich daher, daß am Kleid dieser Persönlichkeit mindestens drei sonst höchst unverträgliche Wesenselemente mitgewoben haben: die jüdische Herkunft, die berlinisch-preußische Erziehung und der bestimmende Einfluß der Jugendbewegung. Schoeps hat einen Vater gehabt, der in Berlin Arzt war, im ersten Weltkrieg Militärarzt. Die Geschichte dieses Mannes im ersten Kapitel adelt das ganze Buch. Einer der vielen tragischen Fälle, wo jemand es nicht begreifen konnte, daß er aus einer Gesellschaft und „Volksgemeinschaft“ ausgeschieden werden sollte, der er mit Selbstverständlichkeit angehört und gedient, die er mit Leidenschaft geliebt hat. Das Ende des Leidensweges war Theresienstadt, wo für den alten Mann und sein Blasenleiden im ganzen Ort kein Katheter mehr zu beschaffen war.

Gegen diese ebenso „preussisch-karge“ wie schauerliche Tragödie kommt alles, was der Sohn von sich selbst zu erzählen hat, an Wichtigkeit und Ernst bei weitem nicht auf, auch wenn es keinen Moment langweilig ist, Schoeps auf seinem Weg durch Schule, Jugendbewegung und Studienzeit, durch die „abenteuerlichen Jahre“ der ersten Nazi-periode bis zur Auswanderung nach Schweden (ein Wunder von Glück und Vorsehung) und in die Nachkriegsepoche mit der Erlan-

ger Professur zu folgen. Wer in den zwanziger und dreißiger Jahren in Berlin lebte, wird manchen damals wichtigen Namen wiederfinden. Das Gesamtbild dieser unvergorenen Epoche ist in einer Art expressionistischem Plakatstil festgehalten. Und doch, mußte es wirklich sein, daß man den kleinen Bestand hochkaratiger Erinnerungen so früh schon und in dieser eilig durchgemünzten Fassung verausgabte? Wo der Verfasser in seinen guten Stunden das Zeug zu einem Autor, nicht nur zu einem Tagespublizisten in sich hat. Er wird seine wirkliche Biographie in zwanzig Jahren hoffentlich noch einmal schreiben, ähnlich wie sein Freund Blüher es mit „Werken und Tagen“ getan hat.

Berlin

Joachim Günther

S. FREUD UND DAS CHRISTENTUM

Karl Stern: Die Dritte Revolution. Psychiatrie und Religion. Aus dem Amerikanischen von Herbert Wolff. Otto Müller Verlag Salzburg, 1956. 232 Seiten. 12,50 DM. Marx, Darwin, Freud: drei Männer, drei geistige Revolutionen. Die dritte, die psychologische Revolution, ist der Gegenstand des Buches. Sein Autor, Deutscher und nach Amerika ausgewandert, leitet eine neuropsychiatrische Klinik in Kanada. Verwurzelt im europäischen Denken und dem neuen Lebensrhythmus zugetan, scheint er berufen, jene fast sensationelle Diagnose zu stellen. Sensationell indessen ist sie nur für uns; Sterns Einblick in die immense Entwicklung der psychologischen und sozialen Wissenschaften drüben verdichtete sich notwendig zum höchst ambivalenten Bild von einer Dritten Revolution. Wie war es denn gleich mit der zweiten, der biologischen Revolution? Hat es nicht ganz gemächlich begonnen, als wissenschaftlich-weltanschaulicher Streit? Es endete aber bei Hitler.

Was die psychoanalytische Bewegung anlangt, so „verschmolz sie mit einem höchst heterogenen Konglomerat von Wissenschaften vom Menschen“. Diese Wissenschaften werden schon längst, in der Wissenschaft, angewendet zur Behandlung und

Lenkung von Massen; ihr voller Einsatz steht uns noch bevor. Eine ungeheure Gefahr tut sich auf, wenn das Feld der politischen Beeinflussung „wissenschaftlich durchorganisiert“ wird. Die „Atmosphäre“ in diesen Wissenschaften charakterisiert Stern sehr treffend als „den Materialismus der höheren Klassen“: „Allgegenwärtigkeit, Sicherheit und der eigenartige Geschmack von Banalität – eine typische Art kleinbürgerlicher Mittelmäßigkeit, die mit der Verachtung des Spirituellen vergesellschaftet ist.“

Der Autor unternimmt es also, die Psychoanalyse aus jener zweifelhaften Vermischung herauszulösen und zugleich das „bloße akademische Schaustück“ des philosophischen Überbaus, den Freud seiner Lehre aufgesetzt hat, von den empirisch fundierten Theorien zu trennen. Im Mittelpunkt dieser Kritik steht Freuds Theorie der Religion. So entsteht ein überaus klares Bild der psychoanalytischen Theorie, deren wesentliche Denkbewegungen uns Stern aus ihrem Ursprung heraus vorführt. Tiefere Ähnlichkeit in den menschlich-geistigen Impulsen muß es sein, die ihn das Eigentliche bei Freud so gültig sehen läßt: seine Erkenntnis ist nicht-materialistisch und emphatisch, zielt auf die Einheit des Seelischen und Körperlichen und weiß um die „Realität des Allegorischen“.

Auch das ist „Sinngabe“ der Psychoanalyse, fünfzig Jahre später. Legitim, sofern die Lehre in ihrem Grundbestand nicht angetastet wird, und vor allem, weil damit nicht gemeint ist: eine verbotene „tendenziöse“ Spiritualisierung des analytischen Verfahrens selbst, bei dem strenge Zurückhaltung im Weltanschaulichen geboten ist.

Auf die Diagnose folgt die Therapie: Christentum und Psychoanalyse sind nicht nur vereinbar, sie fordern einander. Ist denn aber eine Aussöhnung der beiden Gegner überhaupt möglich? Schon die Erwähnung der Kontroverse weckt bei vielen beachtlichen Widerstand. Verständlich nach allem, was hier an „Lösungsversuchen“ schon geboten wurde! Wieviel Gerede, wieviel Vorurteil

und wie wenig Haltung! Bei Stern dringen Pathos und Ethos des echten Anliegens überall durch. Für ihn gibt es keinen Widerspruch zwischen christlicher Anschauung und Psychoanalyse, denn deren Grundlehren sind empirisch begründet. Er meint, ein Hauptgrund für den Widerstand gegen seine Lehre läge in Freuds Anschauungen über Religion. Aber darauf gründet sich die Feindschaft nicht! Denn diese Religions-theorie ist kein ernsthafter Gegner, sie fällt beim ersten Anlauf. Sie dient nur als Vorwand für die Ablehnung in toto. Es ist vielmehr so: Freud hat das ungeahnte komplexe Bild der menschlichen Entwicklung aufgedeckt und damit für alle Zeiten die Psychoanalyse in das Register der Zuständigkeiten eingetragen. Dem entgegen steht der Anspruch der Kirche, für die Seele als Ganzes zuständig zu sein. Berdiajew zitiert irgendwo ein Wort des heiligen Johannes Klimakus: „Wer zur Wollust neigt, ist mitleidig und barmherzig; die zur Keuschheit neigen, sind es nicht.“ In denkbar freier „moderner“ Interpretation dieses Ausspruches können wir sagen: gerade die christliche Tugendlehre fordert, um überhaupt sinnvoll zu sein, die „Wahrheit“ der libido-Theorie und des ganzen Menschenbildes der Psychoanalyse. Stern geht es primär um das moralisch-ethische Moment. Die christliche Ethik hat sich weithin zu einer negativen Moral entwickelt. Tiefere Vertrautheit mit der Psychoanalyse vermag zur Demut zu führen und zu einer Vertiefung der natürlichen Nächstenliebe. Die moderne Menschheit hingegen zeigt trotz ihres „reduzierten“ und verweltlichten Bildes von sich selbst einen „Zustand außerordentlichen geistigen Hochmuts“. Diagnose: übersteigerte Selbstsicherheit als Kompensation entsetzlicher Angstgefühle. Symptome: die ständige Zunahme der „oralen“ Unersättlichkeit in allen direkten und den verwandten visuellen Formen der libido (Kino, Fernsehen, Illustriertenkonsum). Das bedeutet geradezu „eine Umkehrung des christlichen Ideals des kontemplativen Lebens“.

München

Friedrich Vogelreuther

FORUM

WAS HEISST DAS: EINE GUTE REZENSION?

Auf die unter dem obigen Titel in Heft 31 veröffentlichte Glosse, die mit der Bitte um Stellungnahme an unsere Leser und Mitarbeiter geschlossen hat, sind uns zahlreiche Zuschriften zugegangen. Wir drucken im Folgenden eine Auswahl davon ab (einige, aus Platzgründen, in gekürzter Form). Die aufgeworfene Frage wird in diesen Diskussionsbeiträgen von verschiedenen Seiten her eingekreist und beantwortet. In jedem einzelnen jedoch wie in der Rezension selber, welche reflektierend bestimmt werden soll, wiederholt sich jener Prozeß, den Kafka gesprächsweise als den der Dichtung definiert hat: die Expedition nach der Wahrheit. (D. Red.)

METHODISCHE OBJEKTIVITÄT

Was ist die Aufgabe einer Rezension? Wohl ganz gewiß in erster Linie die Vermittlung zwischen Kunstwerk, in unserem Falle Buch, und einem verhältnismäßig breiten Publikum, das sich, aus welchen Gründen auch immer, eine möglichst plastische Vorstellung von dem Gegenstand der Besprechung machen möchte. Es ist heutzutage ein Publikum, das es sich für gewöhnlich zeitlich nicht leisten kann, mehr als ein oder zwei Besprechungen über einen Gegenstand zu lesen, und daher also möglichst abgerundete und gültige Informationen erwartet.

Eine solche Voraussetzung schließt von vornherein jene Möglichkeiten aus, die in einer Rezension einen „Anlaß“ sehen, sei es zur Verfassung eines eigenen kleinen Kunstwerks (Schlegel), sei es zu einer Stilübung, oder sei es zur Darlegung einer eigenen Theorie. Wohin dieses letztere führt, zeigt deutlich etwa das berühmte Beispiel der faszinierenden, aber ganz gewiß nicht „objektiven“ Rezension Schillers über Bürgers Gedichte, oder auch, um ein modernes, weniger faszinierendes und weniger berühmtes Beispiel zu nennen, Wilhelm Lehmanns Reaktion auf Hugo Friedrichs „Die Struktur der modernen Lyrik“ (Frankfurter Allgemeine 15. 12. 56).

Um ihrer vermittelnden Aufgabe willen erwarte ich von einer guten Rezension einen hohen Grad von Objektivität, soweit sie sich in den geisteswissenschaftlichen Disziplinen überhaupt erreichen läßt (wieweit, ist eine alte, noch ungelöste Frage der Ästhetik). Diese Forderung ist nicht identisch mit nüchterner Farblosigkeit, auch nicht mit „lückenloser Abbildung“ des Gegenstandes, auch nicht identisch mit der rein literaturwissenschaftlichen Aufgabe. Die Forderung läßt sich wohl am besten an dem Kernbegriff jeder Kritik, dem der Bewertung, erläutern. Dabei möchte ich einfügen, daß sich meiner Ansicht nach die Unterscheidung Ihres einleitenden Diskussionsbeitrages zwischen der Bewertung und der Entfaltung und Dokumentation des Bewertenden nicht halten läßt. Denn wo sonst als gerade in der Bewertung kann und soll sich der Rezensent als Individuum dokumentieren? Scheinbar liegt hier ein Widerspruch zu der vorher geforderten Objektivität; doch nur scheinbar. Die Objektivität muß aus der Methode sichtbar werden, mit Hilfe derer der Rezensent zu den Positionen seiner Wertung vorgedrungen ist. Hierin sollte der Rezensent sich noch in keiner Weise vom Literaturhistoriker unterscheiden. Es ist beider Aufgabe, sich durch langwierige Arbeit und Erfahrung, durch immer neues Nachdenken und Vergleichen in den Stand zu setzen, einen gültigen Beitrag zu einer solchen Kernfrage wie „Was ist Kunst (Dichtung)?“ beizusteuern und im Einzelfalle auf Grund einer Analyse der geistigen und formalen Struktur eines Kunstwerks antworten zu können auf die Fragen: Was wollte der Autor? Hat er sein Ziel erreicht? Wie hat er es erreicht? Warum hat er es nicht erreicht?

Erst in der *Darstellung* dieses kritischen Vorgangs unterscheidet sich der Rezensent vom Literaturhistoriker. Der Rezensent kann nur wenige, prägnante Beispiele auswählen (dies aber sollte er unbedingt, um sich nicht im Abstrakten zu verlieren), um durch sie einen Eindruck des Ganzen zu vermitteln und seine eigenen Gedankengänge an ihnen zu demonstrieren. Im übrigen muß er die Entwicklung seiner Denkvorgänge weitgehend unausgesprochen überspringen und deren Resultate präsentieren. Diese überzeugen aber nur, wenn der Leser jene vorhergegangene, objektiv analytische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand dahinter spürt.

Aus dieser gerafften Darstellungsweise, den pointierten Feststellungen einer Rezension, ergibt es sich fast notwendig, daß in dieser Form der Kritik das kritisierende Individuum stärker in den Vordergrund rückt. Eben dieses Charakteristikum einer Rezension verleitet nun eine ganze Reihe unserer Kritiker dazu, ihre Aufgabe aus den Augen zu verlieren und sich an ihrem eigenen Witz zu berauschen. So beladen sie etwa ihre Zeilen mit einem für den unmittelbaren Zweck ganz überflüssigen Wissensstoff und vergessen, daß Wissen nur dann überzeugt, wenn es als selbstverständliches geistiges Fundament vorhanden ist, auf das in sinnvoller Weise zurückgegriffen wird. Oder sie lassen sich aus falscher Originalitätssucht sowie durch die Biegsamkeit der deutschen Sprache dazu verleiten (und das ist ganz erschreckend häufig), sich eine „originelle Sprache“ zu schaffen, sich – vor allem an den Zeitungen – den Forderungen vieler Redakteure nach „pfeffrigen“ Formulierungen zu beugen und sich so immer mehr in neubarocken Blähungen zu verlieren. Die Grenze zwischen dem Möglichen, dem Erlaubten und der Vergewaltigung der Sprache, ja oft auch einfach nur für ihre „Richtigkeit“ ist verlorengegangen: „X's Betrachtungen haben – das kann nicht geleugnet werden – rhetorischen Glanz und die Spontaneität eines vom je und je verlaublichen Wort herkommenden Schriftstellers. Sie haben dabei intellektuelle Präzision und musische Artung. Es ist eine spezifische Anschauungskraft, die bei X. am Werk ist . . .“ (Karl Krolow).

Am unangenehmsten aber wird es, wenn sich solche übersteigerte Subjektivität in Taktlosigkeiten, Klatsch, persönlichen Anspielungen, kurz in völliger Verfehlung des Tons einer geistigen Auseinandersetzung äußert. So etwa, wenn Peter Hamm über eine junge Lyrikerin schreibt (*Deutsche Rundschau*, H. 11, Nov. 56): „Diese Promotion (über Benn) schlug sich in ein paar Gedichten nieder, von denen man annehmen muß, daß Benn sie während der Suppe als Training geschrieben. Benn selbst, der die X gut kannte, Sympathien für sie hatte, war . . .“ usw. In der gleichen Rezension erfährt man von einer eigenen Gedichtsammlung des jungen Mannes, nebst Angabe des geistigen Vorbilds, und, in Klammern, das Geburtsjahr: 1937.

Solche Auswüchse der Subjektivität fallen einem besonders im Vergleich mit einigen ausländischen kritischen Organen ins Auge. Ich denke da in erster Linie an das *Times Literary Supplement*, dessen weises Prinzip der Anonymität allein schon solche Versuche im Keime erstickt. Doch hat jede Sprache ihren eigenen Charakter, und so lassen sich fremde Maßstäbe nicht ohne weiteres auf die eigenen übertragen. Als heilsamen Vergleich aber dürfen wir sie von Zeit zu Zeit heranziehen.

Um nur eine der vielen guten Rezensionen in unserer Sprache zu nennen: G. Steinbrinker über Paul Celan „Von Schwelle zu Schwelle“ (*Kritische Blätter*, Nov. 55). Der Blick ist „notwendig unverwandt auf den Gegenstand des Urteils gerichtet“ (R. H.); in scharfem Zugriff werden auf gedrängtem Raum Werkzusammenhänge aufgedeckt, wird analysiert, wird gewertet. Wir nehmen die Bewertung als gültig an, weil wir aus ihr die Sachkenntnis und Reife des wertenden Individuums spüren. Wir fühlen uns informiert, angeregt, vielleicht sogar überzeugt. Die Aufgabe der Rezension ist erfüllt.

New York

Marlene Clewing

DIALOG MIT DEM BUCH

Die gute Rezension ist ein Zwiegespräch zwischen der Person des Kritikers oder Rezensenten und der Überperson des Buches. Zunächst klingt das sehr abstrakt. Und doch zeigen berühmte Beispiele, daß sich an der Überperson – die wir gleich näher kennzeichnen wollen – die Persönlichkeit des Rezensenten kräftigt, ja erst durch sie ins Recht gesetzt wird, ohne daß wir das peinliche Gefühl haben müssen, der Kritiker wolle sich auf Kosten des Buches ins Recht setzen. So war für Karl Kraus die Sprache jene Überperson, mit der er sich als Rezensent ins Benehmen setzte, um sie in dem häufig verzerrenden Spiegel eines Schriftwerks anzusprechen. So war für Lessing, als er mit dem Hauptpastor Goeze die Klinge kreuzte, Nathan der Weise oder sein Freund Moses Mendelssohn jene Überperson, die ihn berechtigte, sich persönlich so lebhaft ins Zeug zu legen. So hat nicht selten enttäuschte Liebe die besten Rezensionen gezeitigt. Sainte-Beuve, der sich im Genie seines Freundes Victor Hugo enttäuscht sah, hat in „Mes poisons“ den Riesen kritisiert, der mit plumpen Händen an seinem Spielzeug bastelt. Aber es war bei Sainte-Beuve die Sonne des Genies, die diesen verzerrten Riesenschatten warf.

Der Rezensent hält es mit dem besseren oder größeren Ich des Autors, mag er sich auch darüber klar sein, daß der Autor nie zur Abbildung dieses seines größeren Ich imstande sein wird. Darin liegt die feine Rachsucht des Kritikers (und gute Kritik ist fast immer mit einem Tröpfchen dieses Giftes versetzt).

Es ist jene doppelte Rachsucht – am Autor und an sich selber –, die sich etwa so aussprechen läßt: „Wäre ich an deiner Stelle, im Besitz deiner Phantasie und deiner sprachlichen Mittel, würde ich es zweifellos zu Hörerem bringen, als du es in deinem Buch gebracht hast. Aber dir fehlt, was ich im Höchstmaß besitze: Verständnis für das Überpersönliche, wodurch Persönliches erst ins Recht gesetzt wird. Ich sehe dich als Genie auf dem Gipfel des Parnaß. Du selber aber – was bist du? Ein plumper Riese, dem sein Schatten ewig im Wege steht. Ich bin kein Riese wie du. Ich pretendierte nicht auf den Parnaß. Aber ich habe den untrüglichen Blick für das Genie. Und so bist du in meinen Augen gerichtet – mögen sie dich auch mit Lorbeer krönen.“

Dieser Ton fehlt weder in Rudolf Borchardts Kritik an Georges „Siebentem Ring“, noch fehlt er in Theodor Haeckers früher Kritik an Thomas Mann. Er fehlt ebenso wenig in Léon Bloys „Tagebüchern“ – an der Stelle, wo ihn Zola durch einen Diener hinauskomplimentieren läßt und Bloy dem verblendeten Naturalisten wie Teiresias dem Ödipus Unheil weissagt, noch fehlt er in dem Urteil André Gides über Claudel, der ihm zwar an massiver Vitalität, nicht aber an Geist überlegen ist.

Die sogenannten „objektiven Maßstäbe“ des Kritikers oder Rezensenten kleiden sich, wo es zu großer und echter Kritik kommt, in die Gestalt eines meist vergeblich umworbenen Wunsch- und Urbildes. Und dieses – nicht die Person des Kritikers, sondern die Überperson ermächtigt ihn, sich persönlich zu exponieren.

So ist die Kritik durch Teilhabe am schöpferischen Prozeß, den sie ein Stück über sich selber hinauszuführen sucht, in Für und Wider künstlerische Leistung. Sie begleitet den Prozeß, aber sie widersetzt sich der Vollendung. Der kritischen Leistung fehlt notwendig die Abgeschlossenheit. Der echte Kritiker geht durch Metamorphosen oder – was häufig dasselbe ist – er glaubt an den unabschließbaren Fortschritt im Streben nach der Wahrheit. Friedrich Schlegel war ein kritisches Genie, bevor er zum Traditionalisten wurde. Die funkelnde Verve des jungen Theodor Haecker ging in seinen späteren Schriften verloren. André Gide gab am Ende seines Lebens dem fortschrittlichen Theseus, der seine Talente wie Karten ausspielt – vor dem Mystiker Ödipus, der sich in die Totalität versenkt, den Vorzug. Das war kritische Konsequenz. Bei Thomas Mann heißen die Kritiker Settembrini, Krippenreiter, Professor Kuckuck.

Sobald der Kritiker anfängt, eine Generation zu vertreten, einen künftigen Zustand zu verheißen oder eine Heilsformel zu predigen, setzt er die eigene Person herab. Im Namen des Kollektivs wird er zum Funktionär. Im Namen eines Kollektiv-Ideals wird er zur Schablone. Er sieht eher das „Team“ als den einzelnen, eher die kollektive Tendenz als das Phänomen. Anstatt kritisierend zu unterscheiden, klassifiziert er auf Grund eines utopischen Kollektivismus.

Reden wir damit individualistischer Kritik das Wort? Keineswegs! Da es gerade jener persönlich-überpersönliche Spannungszustand ist, der dem echten Kritiker den Individualismus verbietet. Der Kritiker ist der zerschnittene Mensch, der in jedem Buch nach seiner ergänzenden Hälfte sucht. Er ist verbittert, wenn man ihm eine falsche Hälfte anbietet, er ist überschwenglicher Begeisterung fähig, wenn er sie gefunden zu haben glaubt. Denn sie erweckt ihn zu schöpferischer Leistung. Aber die Ehe währt nicht lange. Die Zellensymbiose endet mit der Teilung.

Nur eine Gefahr droht diesem rastlosen Odysseus. Daß er Penelope, das Ziel seiner Irrfahrt, die von den Kunstfreiern vergeblich umworbene Anima, zu der er immerdar unterwegs ist, vergißt und sein Leben am Sirenenstrand einer Ideologie beschließt.

Söcking

Karl August Horst

RIGOROSE SELBSTKRITIK

Was eine „gute Rezension“ ist, das läßt sich, den Arbeitsbedingungen des kritischen Metiers entsprechend, nur am Objekt, nur an einer mißlungenen Rezension, also immer nur am Einzelfall demonstrieren – und zwar ab negativo. Hat nämlich eine von einem Redakteur für gut gehaltene Rezension einen (vom Redakteur unterstellten) Informationswert und damit einen vermeintlichen Veröffentlichungswert, so entfällt normalerweise gerade diese Attraktion und damit natürlich auch der Veröffentlichungsakt bei einem kritischen Text über einen (bereits veröffentlichten) kritischen Text. Das aber liegt nicht so sehr am Kollegenrabatt, den etwa die Rezensenten einander freimütig gewährten. Vielmehr dürfte jener Attraktionsverlust sein Hauptmotiv wohl im begreiflichen Widerstand eines Redakteurs haben, in dessen Zuständigkeitsbereich die inkriminierte Veröffentlichung fällt. Denn eine schriftlich fixierte Mißfallenskundgebung dieser Art würde ja auch ihn – den Redakteur – einer Selektions- und damit automatisch einer Berufsunfähigkeit verdächtigen – vorausgesetzt natürlich, daß es sich um ein „gutes“, daß es sich um ein „gut begründetes“ Mißbehagen handelt.

Ein gut begründetes Mißbehagen? Ja, denn auf diese Kurzformel dürften reduzierbar sein alle elementaren Voraussetzungen einer „guten Rezension“.

Selbst ein Urteil in erster Instanz, entzieht sich eine noch so schlechte Rezension ja normalerweise der Gerechtsamen, d. h.: sie wird niemals einer am gleichen Ort verhandelnden (die Öffentlichkeit nicht ausschließenden) Berufungsinstanz vorgeführt. Das aber dürfte um so betrüblicher sein, als das Gegenteil einer „guten“ keinesfalls eine „schlechte Rezension“ ist, sondern nur ein via Druckerschwärze vervielfältigtes Dilettantengeschwätz. Will sagen: Ginge es mit rechten Dingen zu, dann müßte die Vokabel „Rezensent“ ein Leistungsniveau einschließen und dürfte keinesfalls nur eine wertneutrale Berufsbezeichnung sein.

Weil nämlich Kritik – „wirkliche Kritik“ – außer auf einer vorgegebenen Kontakt-, Instinkt- oder Resonanzbefähigung immer auch auf einer hochkomplizierten Einordnungs- und Darstellungsfähigkeit und damit auf einer pausenlosen Überprüfung des eigenen Empfängers, auf einer Überprüfung des im subkortikalen Bereich liegenden Resonanzbodens gründet, deshalb ist der gute Rezensent immer auch ein Mann, der nur dann aus Mängeln in seiner Resonanz auf Mängel im Werk schließt, wenn er sich vorher nach Kräften

bemüht hat, die aus der Unsauberkeit seines Resonanzbodens resultierenden Fehlerquellen auszuschalten. Kurzum: Voraussetzung aller Kritik ist rigorose Selbstkritik. Sind deren Bedingungen erfüllt, dann kann eventuell der Rezensent in einer „guten Stunde“ auch eine „gute Rezension“ anfertigen. Auf Grund der (aus seiner autogenen Säuberungsarbeit resultierenden) Unsicherheiten aber ist der „gute Rezensent“ zwar von der Notwendigkeit der Kritik, nicht aber auch von der Notwendigkeit seiner Kritik (=Rezension) überzeugt. Sein Ideal und damit das Ideal einer „guten Rezension“ läßt sich auf die jenseits aller Erfüllungsmöglichkeiten liegende Wunschformel bringen: ein Stück „vollkommen sinnlicher Rede“ anfertigen zu können über einen Text, den nur winzige, aber gerade deshalb die Resonanzfähigkeit des Rezensenten der empfindlichen Belastungsprobe aussetzende Mängel daran hindern, selbst ein Stück „vollkommen sinnlicher Rede“ zu sein.

Brackwede Günther Steinbrinker

DIE SICHT DES BUCHHÄNDLERS

Als Buchhändler bin ich gezwungen, viele Rezensionen zu lesen. Als gut bezeichne ich sie, wenn sie mir eine klare Vorstellung vom Inhalt und Gehalt des Buches geben, wenn ich ihnen entnehmen kann, für welchen Leser die besprochenen Bücher sich eignen, und ob es sich gar nicht lohnt, sie selbst zu lesen. Eine Besprechung, die nicht sachlich unterrichtet, ist wertlos. Freilich muß unterschieden werden zwischen der Besprechung eines wissenschaftlichen Werkes, eines Sachbuches und eines Romans. Am schwierigsten ist die – hier wohl in erster Linie gemeinte – Besprechung der Schönen Literatur in ihrer vielfältigen Erscheinungsform und ihren großen Wertschwankungen. Bei dem wertvollen Roman von geistigem Format wird der Rezensent sich auf die Andeutung des behandelten Problems beschränken und die stilistische Eigenart werten. Je schlichter und volkstümlicher aber ein Roman ist, desto mehr wird er über die für den einfachen Leser so wichtige Handlung berichten.

Völlig wertlos sind in jedem Falle Gemeinplätze. Das ist zwar schon selbst ein Gemeinplatz geworden, aber es ist erstaunlich, was auf Waschzetteln, auf Klappentexten und in der Presse immer noch geboten wird. Wenn der Buchhändler in stiller Abendstunde in seinem Lager nach Ladenhütern fahndet, dann findet er gerade auf deren Umschlägen sehr oft solche nichtssagenden Lobeshymnen, deren Erzeuger sich meistens hinter ihren Anfangsbuchstaben schamhaft verbergen.

Daß eine Besprechung durch Form und Inhalt selber ein Kunstwerk werden kann, ist möglich, aber noch seltener als das in der Unzahl der erscheinenden Bücher auftauchende Gebilde eigener Art, das erlesene Kunstwerk.

Düsseldorf

Robert Rochow

KEIN REZEPT; GESPRÄCH MIT DEM LESER

Eine Rezension muß sachlich „richtig“ sein, sie muß eine „Analyse“, „Einordnung“ und „Wertung“ des Buches geben, das „kritische“ Moment darf nicht zu kurz kommen.

Dennoch hängt ihr eigentliches Gelingen jeweils an einem Faden. Weder bei einer Studie noch einem Essay, noch einem Referat ist die Grenze zwischen Gelingen und Nicht-Gelingen so schmal wie bei einer Rezension. Das macht sie zu einem Gebilde eigener Art. Ihre innere Ordnung ist schwebender, zerbrechlicher. So schwebend und zerbrechlich wie bei einem Gedicht. Der Vergleich mit dem Gedicht ist gerechtfertigt durch den Hinweis auf die Feinheit der Struktur beider Formen.

Es gibt kein Rezept für gute Rezensionen. Sie erfordern immer neue „Anstrengung“. Unabdingbar ist die jeweilige „Begegnung“ des Rezensenten mit dem Buch. Es muß ihm etwas

auffallen, das ihn zum Anhalten zwingt. Das muß er notieren. Das schlimmste ist die Routine, die die Probleme, die Fragen, die Nuancen einebnen.

Eine gute Rezension ist ein „Kunstwerk“. Nicht in dem Sinn, daß der Rezensent, seinen Gegenstand nur als „Anstoß“ benutzend, „dichten“ darf. Wohl aber in dem Sinn, daß es ihm aufgegeben ist, ein Gebilde zu schaffen, das auf das Buch hingeordnet und nur von ihm her zu verstehen ist und doch zugleich in sich ruht.

Wenn eine Rezension „stimmt“, kann sie ein Gespräch eröffnen. Das Gespräch mit dem Leser.

Karlsruhe

Walter Helmut Fritz

DAS GUTE URTEIL

Eine gute Rezension ist ein gutes Urteil! Was mehr? – Sie ist kein zweites Kunstwerk neben dem ersten. Die Tiefe der Beurteilung, eine hinweisende philosophische Auslegung, der kritische Vergleich, die gewählte Sprache und mehr, dies alles formt sich aus der mehr oder weniger umfassenden Vorbildung des Rezensenten. Wenn der Kunstrichter von der strengen Beurteilung zu Verbesserungshinweisen übergeht, dann überschreitet er bereits seine Grenzen. Denn er ist ja meist nicht der Mann, der die besprochene Arbeit besser machen kann; er hat nur sein Ge- oder Mißfallen ausgedrückt. Eine gute Rezension ist deshalb auch nur möglich, wenn der Kunstrichter nichts Persönliches vom kritisierten Künstler weiß. Er bleibt bei der Sache und sieht nicht auf die Person. Eine gute Rezension ist aber trotz aller Begrenzung so verschieden möglich, als es Persönlichkeitswerte, Charakteranlagen und Temperamente gibt. Dies auszuschöpfen, scheint mir einer vielseitigen Dissertation würdig.

Bruchsal

Alexander Brändle

DIE MEISTEN KRITIKER WISSEN ZU WENIG

Haben Sie Nachsicht mit meinem polemischen Ton: er kommt von dem Ärger, der mich regelmäßig befällt, wenn ich samstags die Literaturseiten der Tageszeitungen durchsehe. Was ich von einer guten Rezension verlange? Alles – nur keine moralischen Alternativen, nur keine Vorschriften, dies habe man zu schreiben, und so habe man zu dichten!

Der Gestus der Kennerschaft strapaziert sich bei vielen Kritikern übers Erlaubte hinaus. Wer aber Führerschaft beansprucht, kommt mit dem Prinzip geistiger Freiheit in Konflikt, das ihm teuer und heilig ist. Der Dünkel zahlloser Kritiker, im Besitze einer höheren Wahrheit zu sein als der Künstler, beruht in der irrigen Annahme, einen – wie Adorno sagt – „höheren geschichtlichen Zustand“ zu vertreten. Angemaßte Souveränität läßt den so gearteten Kritiker übersehen, daß seine moralisierende Befehlssucht vom gleichen Wesen ist wie das, worüber er sich erhaben glaubt. Er selbst ist als gesellschaftliches Wesen dem ideologischen Wirkungsfeld genauso verhaftet wie das Objekt seiner Kritik. Nur weiß er gemeinhin nicht um seine Gebundenheit. Wüßte er's, hätte er die Chance, sich ihr bis zu einem hohen Grade zu entwinden, und seine Kritik würde, indem sie aufhörte, ideologische Forderungen zu stellen, den Charakter des Blindseins verlieren.

Man kritisiert also am besten von „unten“ her, d. h. man beginne bei der Gestalt und nenne das ästhetisch Unzulängliche beim Namen (wobei man – zur Überraschung der Ahnungslosen – dem Gehalt ganz von selbst sich nähert!). Aber nun zeigt sich in der zeitgenössischen deutschen Kritik ein rechter Übelstand: man weiß nicht, womit man messen soll. Ein Blick in die Feuilletonseiten fast unserer gesamten Tagespresse bestätigt diese betrübliche Feststellung. Lediglich einige Zeitschriften bemühen sich um einesachgerechte Literaturkritik. Dies also ist das Übliche: Verdikte von oben und moralisches Gepolter oder naive Begeisterung und affirmativer Nonsens. Als Ersatz für eine Gestaltkritik (aus der sich vieles

darüber Hinausgehende ergeben würde) werden wir mit aufgeblähter Unverständlichkeit gelangweilt, die sich am nebensächlichen Detail mühsam aufzurichten versucht. Warum ein Roman nichts taugt, wird uns bewiesen mit dem Anstoß, den der Kritiker an der Unmoral des Helden nimmt (so schlimm stehe es um unsere Zeit denn doch nicht!). Keineswegs aber wird gesagt, daß der Roman in seiner Struktur nicht genüge, etwa weil der Autor die Technik der Zeitraffung oder die Kunst der Synchronisation nicht beherrscht usw. Man sieht: Eliots Meinung, hohe Intelligenz sei für den Kritiker das einzig Wichtige, wird in Deutschland völlig mißverstanden. Man scheint hierzulande nämlich zu vergessen, daß Intelligenz die Einsicht impliziert, möglichst auch einige Sachkenntnis sich anzueignen. Der Literaturkritiker muß schon ein wenig Bescheid wissen über das Handwerk des Dichters, über die Struktur des sprachlichen Kunstwerks, über die verschiedenen Möglichkeiten der Interpretation. Mit subalternen Inhaltsangaben oder moralischen Allgemeinplätzen über ein Werk ist ebensowenig anzufangen wie mit geistreichem Blendwerk. Kritik ist Dienst an der Dichtung, nicht Selbstschaustellung des Kritikers! Ich bleibe dabei: die meisten Kritiker wissen zuwenig!

Von diesem Mangel her ist der falsche Begriff zu verstehen, den sie von ihrem Beruf haben. Die komplizierte Mehrdeutigkeit des Kunstwerks glauben sie ihrerseits mit abstruser Vieldeutigkeit darstellen zu müssen. Wie ehrlich dabei ihre Absicht auch sein mag, dem Kunstwerk sich möglichst zu nähern: die Blindheit vor der Grundtatsache, daß sekundäre Betrachtung ihr Wesen geradezu darin hat, zum primären Kunstwerk einen natürlichen sprachlichen Abstand zu haben, ist nicht zu entschuldigen! Man will es – mit nicht angemessenen Mitteln – dem Dichter gleichtun und ahnt nicht, daß man ihn geradezu mit Sicherheit verfehlt. Den poetischen Zauber eines literarischen Kunstwerks nun gar mit einer Unzahl meist salopper Paradoxa einfangen oder auch nur andeuten zu wollen, um dem Leser einen Begriff zu vermitteln vom Rang des betreffenden Werks, muß vollends zur sprachlichen Groteske werden!

Hat man sich aber zum („elegant“) Verriß entschlossen (aus welchen Gründen auch immer), so gebärden sich viele Kritiker ebenso scheinobjektiv wie „fundamentalontologisch“ und scheuen, einer ihnen gerade einfallenden Pointe wegen, auch nicht zurück vor der Opferung des letzten heilen Fadens. Daher ist die höchst subjektive Entrüstung des naiven Lesers, er finde den neuen Roman des Autors XYZ schrecklich und abscheulich, als Kritik noch eher zu akzeptieren als jenes Geschwätz!

Der Aufruf zur Kritik an der Kritik könnte ein verheißungsvoller Neubeginn sein. Allein: man unterschätze die „Zunft“ nicht!

Frankfurt/Main

Helmut Lamprecht

KEINE HALBSTARKE KRITIK

Was eine gute Rezension ist, wird sich theoretisch kaum umschreiben, geschweige denn definieren lassen. Wer jedoch mit gerechtem Sinn für das Mögliche die Literaturbeilagen wichtiger Zeitungen oder Zeitschriften verfolgt, findet genug Beispiele und kann auch zuverlässige Gefühlskriterien für das bilden, was auf diesem Gebiet als gelungen und maßgebend zu bezeichnen ist. Auf's Ganze gesehen, dürfte es mit der „guten Rezension“ heute längst nicht die Not haben, die bisweilen ausposaunt wird. Rezensionen sind nicht nur zahlreicher, sondern auch geistreicher, fesselnder, sachgerechter, kurzum besser geworden, als sie es im Durchschnitt des vorigen oder vorvorigen Jahrhunderts gewesen sind. Man liest sie weitgehend auch um ihrer selbst willen. Sie üben eine nicht unbedeutende geistige Klärungsfunktion aus. Das Zeitalter des Journalismus, in dem wir leben, mag viele Schwächen haben. Nach dieser Richtung hin hat es aber bestimmt eine erkennbare Niveauerhöhung gebracht.

Dennoch sind Probleme geblieben oder auch erst erwachsen. Eines davon scheint mir das rechte Verhältnis von Rezension und Kritik im engeren Sinne zu sein. Es gibt ausgezeichnete Referenten, die schwache Kritiker sind. Es gibt umgekehrt viele kritische Impulse um ihrer selbst willen. Die moralische Funktion der Kritik ist ein offenes Problem. Wieweit ist Kritik autonom, wieweit hat sie sich der Direktive der Gerechtigkeit unterzuordnen? Ist es ihre Aufgabe, „unwertes Leben“ auszumerzen, oder in jedem Falle, auch wenn sie chirurgische Mittel anwendet, „Ehrfurcht vor dem Leben“ zu wahren? Es gibt den Kritiker, der einem Wegelagerer gleich auf Beute lauert, nur um seine eigenen Fähigkeiten an geeigneten Objekten in Funktion setzen zu können. Er wird meistens formal gut geschriebene, ja sogar gern gelesene Rezensionen zustande bringen, darüber aber doch den höheren dienenden Sinn der Kritik verfehlen. Schnauers berühmte-berühmte Holthausen-Kritik war ein reiches Beispiel hierfür. Ähnlich stand es mit einer Heidegger-Rezension von Ludwig Marcuse, die vor einiger Zeit im Berliner Tagesspiegel zu lesen war. Auch die Schlachtung der Töchter Mann in demselben Publikationsorgan lag m. E. auf der Linie einer halb-starken Kritik, die allein schon daran krankt, daß sie sich fühlbar vom Blut ihrer Opfer nährt. Der Rezensent muß wissen, daß er seine kritischen Stil- und Darstellungsmittel nicht nur formal zu bessern und zu steigern hat, sondern daß ihnen auch ständige innere Selbst-reinigungsvorgänge parallel laufen müssen. Ein Kritiker muß fast ein Heiliger werden, wenn er nicht mehr und mehr zum Henker entarten will.

Berlin

Ernst Lederer

AUTORITÄT UND VERTRAUENSWÜRDIGKEIT

Es gibt für das Gedicht, für das Drama, für den Roman, die Novelle, ja sogar für den Aphorismus gewisse Grundregeln, die man beachten muß. Sie ändern sich zwar alle Jahrzehnte ein bißchen, aber wenn man sie einhält, wird man, Talent vorausgesetzt, in den Gattungen konkurrieren können, von denen sie abgeleitet wurden.

Für eine gute Rezension hingegen wird man keine Grundregel nennen können. Man kann gar nicht sagen, sie müsse so oder so aussehen. Denn sie ist jedesmal anders, vielleicht besser: anders gut. Das hängt natürlich nicht von der Qualität des besprochenen Werkes ab. Gerade heute las ich, um ein Beispiel zu geben, eine Rezension, die mir ausnehmend gefiel, und zwar so sehr, daß ich sie objektiv gut nennen und dieses Prädikat auch stichhaltig verteidigen könnte. Es war die recht negative Besprechung eines mir noch unbekannten Romans eines ziemlich unbekannten, doch literarisch beachteten Autors. Eine zuverlässig informierende Rezension: Stoff, Handlung, Gehalt des Werkes und seine Darstellungsform waren so wiedergegeben, daß es mich bei der eigenen Lektüre beeinflussen wird. Ich weiß, das Buch wird mir bis in den letzten Winkel bekannt vorkommen. Es wird nicht ganz einfach sein, mit eigenen Augen etwas Neues aus ihm zu „erlesen“. Geht das zu weit? Ich widerspreche: nicht so sehr die besondere Erhellung des rezensierten Buches, als der Rang, der ihm gegeben, d. h. das Maß, an dem es gemessen wurde, haben diesen vielleicht einmal überstarken Eindruck bewirkt. Der Maßstab war jedoch nicht die Elle, an der alles gemessen wird, wie man glauben könnte. Er bestand aus den Ansprüchen des Autors an sich selbst. Der Kritiker verstand ihn mit Autorität zu gebrauchen.

Ja, damit wäre eigentlich alles gesagt und nur noch zu erläutern, daß die Autorität des Kritikers sich keineswegs an den Namen heftet, den er sich im Literaturbetrieb gemacht hat, sondern ein stets neu zu erwerbendes Imponderabile ist, das im Vertrauen des Lesers besteht. Der Leser vor allem muß wissen, daß dieses Medium, dieser Mittler zwischen Werk, Autor und ihm, was er sagt, verantwortet, daß es Hand und Fuß hat. Dabei kommt es nicht auf viele Einzelheiten an, sondern auf den entscheidenden, als sicher erkannten Griff in das Innerste des Werkes, mit dem es allein aus den Angeln gehoben werden kann.

Behauptet der Rezensent, dieses sei ein Nichts, jenes ein Etwas, dies da ein Kuriosum, das da eine Welt, so muß seine Klarsicht schon mit wenigen Belegen, wenn nicht mit einem einzigen, beweiskräftig erscheinen.

Vom Rezensenten wieder auf die Rezension zu kommen: sie ist gut, wenn sie Autorität ausstrahlt, indem sie das rezensierte Werk – ganz gleich ob in deskriptiver, in aggressiver oder in apologetischer Form – vertrauenswürdig darstellt und bewertet.

Stuttgart

Oskar Jancke †

NOTIZEN

JULIUS OVERHOFF, 1898 in Wien geboren, lebt in Ludwigshafen als Vorstandsmitglied und Verkaufsleiter der BASF. Seine bekanntesten Bücher sind „Eine Familie aus Megara“ 1946 und 1955, „Europäische Inschriften“ 1948, „Der Verrat des Afschin“ 1950 und „Reise in Lateinamerika“ 1953. – Bei dem hier abgedruckten Text handelt es sich um einen Abschnitt aus einer größeren, un-abgeschlossenen Erzählung.

FREIMUT ARLT, 1931 in Schlesien geboren, lebt zur Zeit in Genf, in einem praktischen Beruf arbeitend. Noch keine Veröffentlichungen. Wir werden in einem künftigen Heft Gedichte von ihm zum Abdruck bringen.

HERBERT FRITSCHKE, geboren 1911 in Berlin, wohnt jetzt in Stuttgart-Obertürkheim. Von seinen zahlreichen Veröffentlichungen auf dem Gebiet der Biologie, Anthropologie und Medizingeschichte sind besonders bekannt geworden: „Der Erstgeborene“, „Samuel Hahnemann“, „Erlösung durch die Schlange“ und „Tierseele“, deren Neuauflagen in erster Linie der Ernst Klett Verlag, Stuttgart, herausgebracht hat.

GÜNTER GRASS, Maler, Graphiker, Bildhauer und Schriftsteller, lebt seit einigen

Monaten in Paris. Geboren 1927 in Danzig. Sein im Verlag Hermann Luchterhand erschienener Gedichtband „Die Vorzüge der Windhühner“ wurde in Heft 30 der NDH besprochen.

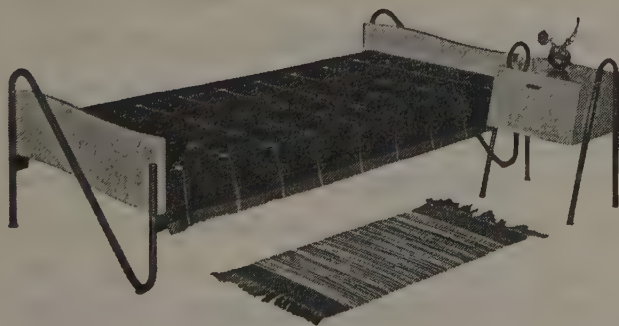
MAX VON BRÜCK, geboren 1904 in Kempen (Allgäu), leitet das Studio Düsseldorf des Westdeutschen Rundfunks. Er gehört seit 1947 zu den Herausgebern der Zeitschrift „Die Gegenwart“. Sein Buch „Die Sphinx ist nicht tot“ (Kiepenheuer & Witsch) wurde in Heft 31 der NDH gewürdigt.

GERHARD KNAUSS ist seit 1953 als deutscher Dozent an der Kaiserlichen Universität Sendai in Japan tätig. 1956 erhielt er einen Lehrstuhl an der Universität Tokio. Geboren 1927 in Heidelberg.

MATTHIAS VERENO, geboren 1922, ist als Assistent am Philosophischen Institut Salzburg, Religionswissenschaftliche Sektion, tätig. Er hat 1948 einen Lyrik-Band „Worte der Ferne“ veröffentlicht. Ein Buch „Vom Mythos zum Christus“ und eine Vorlesungsreihe „Mythos und Offenbarung“ stehen vor der Publikation.

Neue Wege

DER WOHNRAUM-
GESTALTUNG MIT
STAHLROHR-MÖBELN



L. & C. ARNOLD

Abteilung 21 Betten

SCHORNDORF-WÜRTT. und KEMPEN-N'RHEIN

CONRAD WILLEM MÖNNICH

Pilgerwege

Begegnungen mit der Kultur. Aus dem Holländischen

184 Seiten mit 12 Bildtafeln. Ganzleinen DM 12,50

„Begegnung mit der Kultur, erlebt von einem Theologen, der sich der Kultur gegenüber als Dilettant, d. h. als Liebhaber, empfindet und der um die Verschiedenheit von Christentum und Kultur weiß. Die Magdalenenkirche im burgundischen Vézelay, die Kathedrale von Autun, die Peterskirche zu Moissac in der Garonne-Ebene, St. Germain-des-Prés und der große Triumphbogen in Paris, Mozarts ‚Così fan tutte‘ und Beethovens Harfenquartett bilden die ‚Anstöße‘ zu Meditationen und zu Streitgesprächen mit Luzifer, in denen sehr ernst und sehr erregend über Kultur und Theologie, über Christsein und Kulturhaben nachgedacht und diskutiert wird.“

Das Neueste, Stuttgart

„Diese Ausführungen sind ein großer Genuß für den Leser. Die Sprache ist wohltuend klar. Die Gedankenführung zeigt ein tiefes Verstehen und künstlerisches Einfühlungsvermögen. Die eingestreuten Urteile und Randbemerkungen sind von erregender Aktualität. Ein reizvolles, kluges, glänzend geschriebenes Buch.“

Evang. Sonntagsblatt für Bonn

C H R. K A I S E R V E R L A G M Ü N C H E N

WERNER

ZIMMERMANN

Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart Teil I

Interpretationen für Lehrende und Lernende

293 Seiten, Leinenband 12,50 DM

Inhalt: Einleitung: Zur Gestaltbetrachtung in der Schule / Hermann Sudermann: Die Reise nach Tilsit / Gerhart Hauptmann: Bahnwärter Thiel / Ricarda Huch: Der letzte Sommer / Emil Strauß: Der Laufende / Paul Ernst: Das zweite Gesicht / Max Dauthendey: Der unbeerdigte Vater / Wilhelm Schäfer: Das fremde Fräulein / Wilhelm Schäfer: Die Bernaise / Hugo von Hofmannsthal: Reitergeschichte / Rainer Maria Rilke: Der Bettler und das stolze Fräulein / Thomas Mann: Tonio Kröger / Thomas Mann: Königliche Hoheit / Hermann Hesse: Morgenlandfahrt / Hans Carossa: Turmbesteigung / Hans Franck: Taliter / Rückblick: Die Formensprache, Die dichterische Wirklichkeit, Der Mensch und die Mächte / Literatur, Textausgaben

WERNER

ZIMMERMANN

Deutsche Prosadichtungen der Gegenwart Teil II

Interpretationen für Lehrende und Lernende

Dritte, überarbeitete Auflage

200 Seiten, Leinenband 10,50 DM

Inhalt: Werner Bergengruen: Die Feuerprobe / Gertrud von le Fort: Die Letzte am Schafott / Edzard Schaper: Die Freiheit des Gefangenen / Edzard Schaper: Stern über der Grenze / Stefan Zweig: Die Augen des ewigen Bruders / Heinrich Böll: Der Zug war pünktlich / Wolfgang Borchert: Die drei dunklen Könige / Wolfgang Borchert: Die Küchenuhr / Wolfgang Borchert: Nachts schlafen die Ratten doch / Günter Eich: Züge im Nebel / Albrecht Goes: Unruhige Nacht / Franz Kafka: Auf der Galerie / Franz Kafka: Eine kaiserliche Botschaft / Franz Kafka: Vor dem Gesetz / Ernst Kreuder: Phantom der Angst / Rückblick: Formensprache, Wirklichkeitsauffassung, Menschenbild / Literatur, Textausgaben

„Ihre Interpretation meiner verwunderlich fortwirkenden Jugendnovelle (Tonio Kröger) ist pädagogisch klug und künstlerisch fein und richtig. Ich kann Sie nur dazu beglückwünschen.“

Thomas Mann

„... So bleibt als Endeindruck bei mir nichts als: daß dies eine wunderschöne, richtige, trefflich formulierte Untersuchung über Form und Gehalt des Romans ist. Seien Sie von Herzen bedankt.“

Edzard Schaper

PADAGOGISCHER VERLAG SCHWANN DÜSSELDORF

Kinderstuhl

Entwurf Harry Bertoia

Modell Nr. 425

Sitzhöhe 37 cm

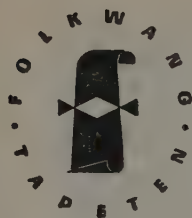
Modell Nr. 426

Sitzhöhe 31 cm



**KNOLL INTERNATIONAL GMBH
STUTTGART
AM NECKARTOR 26**

**AGENTUREN MIT AUSSTELLUNG
WIESBADEN
HANNOVER
DUSSELDORF**



folkwang·TAPETEN

PICKHARDT & SIEBERT

TAPETENFABRIK GUMMERSBACH / RHEINLAND

Zu beziehen durch den Fachhandel



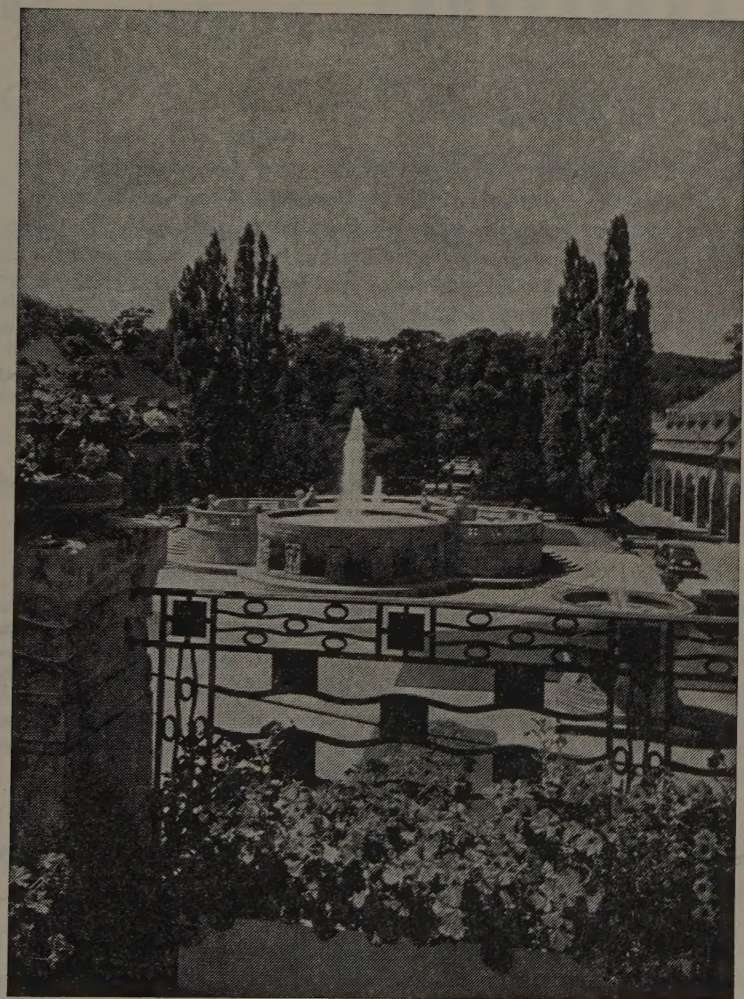
*Neue Herzkraft für morgen
durch eine Thermalkur mit den
naturwarmen Quellen von*

BAD SALZUFLEN



TEUTOBURGER WALD
HERZ UND KREISLAUF

Prospekte: Reisebüros u. Kurverwaltung



BAD NAUHEIM

Blick in den Sprudelhof mit den drei Hauptbadequellen

D A S K L E I N E B U C H

Jeder Band 2.20 DM

JOHANNA MOOSDORF

96

Schneesturm in Worotschau

Novelle. 64 Seiten

Über die Wälder und das Dorf Worotschau tief im Böhmisches braust der Schneesturm, als die Gemeinschaft der „Stillen im Lande“ in der Hinrichtungsstunde des „Hochverrätters“ Franz Puchner um Rache betet; als Katharina Puchner den schrecklichen Gott des Alten Testaments beschwört: maßlos in ihrem Haß, maßlos dann in ihrer Demütigung, als sie die Sterbegebete für den Todfeind spricht, der ihren Mann dem Galgen überliefert hatte . . . So leuchtet die spannungsgeladene Novelle einen jener Konventikelkreise des Böhmerwaldes im Kriegsjahre 1943 an, denen wir ähnlich auf schlesischem Boden bei Gerhart Hauptmann begegnen.

WOLFGANG ALTENDORF

98

Landhausnovelle

80 Seiten

Vor einem Menschenalter ist das verrufene Landhaus im einsamen Eifeltal Schauplatz eines Verbrechens gewesen, von dem hier der alte Einödbauer dem ahnungslosen neuen Besitzer erzählt. Hier gräbt ein einsam Gewordener seelische Tiefen auf. Schicht um Schicht wird abgetragen, bis zutage kommt, wie sich Menschen in Schuld und Mitschuld ausweglos verstrickt haben. Ein letztes Geheimnis bleibt – geradeso wie damals, als beim Ausschachten für dieses Landhaus der Spaten auf einen vor Jahrhunderten verscharrten Unbekannten gestoßen war – rätselhafte Wiederkehr alles Geschehens, des guten und des bösen.

WERNER WILK

99

Der Verrat

Novelle. 72 Seiten

Kann eine Entscheidung zur Menschlichkeit in Augenblicken tödlichen Bedrohseins zum Verrat am Nächsten werden? Diese Frage wirft die Novelle an einem tragischen Grenzfall auf. Das Fluchtabenteuer zweier Offiziere in den letzten Kriegstagen hat den einen acht Jahre sowjetischer Zwangsarbeit gekostet. Hatte der andere den Kameraden und Freund an die Russen verraten? Nach Jahren kommt der wirkliche Ablauf der damals so unselig verketteten Geschehnisse erschütternd zutage. Wird nun auch der hartnäckige Ankläger eine Entscheidung zur Menschlichkeit finden?

In Ihrer Buchhandlung erhältlich • C. BERTELSMANN VERLAG

CARL HAENSEL

PROFESSOREN

Roman. 448 Seiten. Leinen 18.- DM

Ein Gesellschafts- und Familienroman mit kritischen Akzenten aus der Welt der Universitätslehrer und Fakultäten mit ihrem Forschen und Ringen um die Formung des künftigen Menschen; von Festtag und Alltag und vom Weggucken der Studierenden an einer Alma mater als der Akademie des Geistes. Die „biographische Legende“ eines vorurteilslosen, viel umgetriebenen Mannes, der sich als Außen-seiter dem Kreise solcher Elite über Jahrzehnte hinweg rätselvoll verbunden weiß in der Aufgabe, „das olympische Feuer zu erhalten und weiterzutragen“; allen Zufällen und manchem Versagen auf seinem Lebenswege zum Trotz. Ein figuren- und farbenreiches Triptychon: Die Außenbildtafeln - hier die festliche, gefestigte Welt einer Universitas des Kaiserreichs, dort das moderne Experimentieren eines akademischen Forschungsinstituts während der Besatzungszeit - rahmen das große Mittelstück ein: die Schilderung der Odyssee zweier geistig ebenbürtiger Menschen, „deren Liebe ein Gedanke Gottes gewesen und die doch nicht beieinander hätten leben und wirken können, ohne ihn zu verletzen“.

Von solchen Perspektiven aus spannt sich, nach Ort und Zeit weit ausholend, eine vielverschlungene Handlung um Dr. Balthasar v. Rothkegel und die Marburger Professorentochter Cornelia Mathesius. Scharf profiliert dieser Geheimrat Mathesius als Repräsentant des Universitätsprofessors alter Schule in seiner Entfaltung, in Tugenden und Schwächen; Mathesius, mit dessen Ableben bei Kriegsausbruch 1914 eine ganze Zeit unwiederbringlich dahin scheint. Als Hauptgestalt des Romans kontrastiert der um eine Generation Jüngere, der damalige Privatdozent v. Rothkegel. In Weiterführung der Schicksale des 1914 nach den Staaten Übersiedelten, der erst 1947 in ein gewandeltes Deutschland und eine neue akademische Laufbahn zurückfindet, wird man dem eigentlichen Anliegen des Buches nachspüren: Beste akademische Tradition deutscher Wissenschaft über die Kluft zwischen zwei Weltkriegen hinüberzutragen in unsere von neuen Aufgaben und Problemen erfüllte Gegenwart. So wird es auch nicht mißverstanden werden, wenn Rothkegel bekennt: „Worüber ich lesen werde? - Das Thema, über das man liest, ist nicht so wichtig, auf den Mann, der auf dem Katheder steht, kommt es an! Weniger auf den Text seiner Worte als auf deren Melodie.“

In Ihrer Buchhandlung erhältlich

C. B E R T E L S M A N N V E R L A G

